



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Auswirkungen von Migration auf familiäre Strukturen im
Senegaltal

Verfasserin

Mariama Sow

angestrebter akademischer Grad

Magistra

Wien, 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 057 390

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Individuelles Diplomstudium Internationale Entwicklung

Betreuerin:

Univ.-Prof. Dr. Petra Dannecker, M.A.

INHALTSVERZEICHNIS

EINLEITUNG	2
ZUGANG ZUM THEMA.....	2
PRÄZISIERUNG DER FORSCHUNGSFRAGE	3
GLIEDERUNG DER ARBEIT	5
1 DIE FAMILIE ALS ANALYSEEINHEIT – EIN AFRIKANISCHES KONZEPT VON FAMILIE	7
2 THEORETISCHE ÜBERLEGUNGEN.....	12
2.1 TRANSNATIONALISMUS UND TRANSSTAATLICHE MIGRATION.....	14
2.1.1 <i>Transstaatliche Familien</i>	17
2.1.2 <i>Transstaatliche Gemeinschaften</i>	19
2.2 THE MIGRATION-LEFT BEHIND NEXUS	19
3 METHODE	23
3.1 PROBLEMZENTRIERTES INTERVIEW ALS METHODE DER DATENERHEBUNG.....	23
3.2 INTERVIEWPLANUNG	24
3.2.1 <i>Auswahl der Interviewpartner</i>	24
3.2.2 <i>Kontaktaufnahme</i>	25
3.3 SAMPLE	26
3.4 INTERVIEWSITUATION UND INTERVIEWVERLAUF	28
3.5 DATENERFASSUNG UND DATENAUSWERTUNG	30
3.5.1 <i>Erstellung von Gedächtnisprotokollen und Kurzbiographien</i>	30
3.5.2 <i>Transkription</i>	31
3.5.3 <i>Einzelanalyse und Vergleich</i>	32
3.6 REFLEXION ÜBER DIE WAHRNEHMUNG MEINER ROLLE ALS FORSCHERIN	32
4 DIE SONINKÉ	35
4.1 DAS PAYS SONINKÉ UND DESSEN ENTSTEHUNGSGESCHICHTE	36
4.2 DIE SOZIALE ORGANISATION SONINKISCHER GESELLSCHAFT	38

4.3	DIE FAMILIÄRE ORGANISATION – DAS KONZEPT DES <i>KĀ</i>	40
4.3.1	<i>Der kā als territoriale Einheit</i>	41
4.3.2	<i>Der kā als soziale Einheit</i>	42
4.3.3	<i>Der kā als Wirtschaftseinheit – agrarwirtschaftliche Produktionsweisen und subsistenzwirtschaftliche Arbeitsteilung</i>	44
4.3.3.1	Männerarbeit – Frauenarbeit	45
5	„LE SONINKE EST UN OISEAU MIGRATEUR“ – DIE MIGRATIONSGESCHICHTE DER SONINKE	47
5.1	DIE MIGRATION NACH FRANKREICH UND DER POLITISCHE DISKURS	47
5.2	URSACHEN UND FORMEN DER SONINKISCHEN MIGRATION	50
5.2.1	<i>Historische Perspektiven auf soninkische Migration</i>	50
5.2.2	<i>Arbeits- und Umweltmigration im Kontext der New Economics of Migration</i>	53
5.2.3	<i>Kettenmigration als Organisationsmoment soninkischer Migration</i>	56
5.2.4	<i>Soziale Beweggründe soninkischer Migration</i>	57
6	„C’EST LA SURVIE“ – DIE BEDEUTUNG VON REMITTANCES FÜR DIE HERKUNFTSGESELLSCHAFT	59
6.1	INDIVIDUELLE REMITTANCES	60
6.2	KOLLEKTIVE REMITTANCES – MIGRANTENVEREINE	62
6.3	REMITTANCES ALS „CONVENTION COLLECTIVE“ – MOTIVE FÜR TRANSFERLEISTUNGEN	67
6.3.1	<i>Altruismus</i>	68
6.3.2	<i>Soziale Kontrolle</i>	69
6.3.3	<i>Moralische Pflicht</i>	70
6.3.4	<i>Rückkehrplan</i>	71
6.4	„LES GENS ATTENDENT TOUT DU CIEL“- UMGANG MIT DER ROLLE ALS GELDGEBER UND MONTARISIERUNG DER BEZIEHUNGEN ZWISCHEN MIGRANTEN UND <i>LEFT-BEHINDS</i>	72
6.4.1	<i>Unmut</i>	72
6.4.2	<i>Misstrauen</i>	74
6.4.3	<i>Frust</i>	74
6.4.4	<i>Neid</i>	76
7	„L’EVOLUTION EST LA, ON L’ACCEPTE“...ABER „ESSAYONS DE CONSERVER CE QUI EST BIEN“ – ZWISCHEN WANDEL UND KONTINUITÄT	78

7.1	REMITTANCES-BASIERTER AUSBAU DER INFRASTRUKTUR UND TECHNISCHER FORTSCHRITT ...	79
7.2	AUSWIRKUNGEN VON EMIGRATION AUF DIE ORGANISATION DER SUBSISTENZWIRTSCHAFTLICHEN ARBEIT.....	81
7.2.1	<i>Neudefinition der Arbeits- und Abhängigkeitsverhältnisse als Migrationsgrund</i>	81
7.2.2	<i>Remittances, neue Produktionsmittel und Moral Hazard.....</i>	83
7.2.3	<i>Feminisierung der Landwirtschaft</i>	85
7.3	INNERFAMILIÄRE BEZIEHUNGEN- STRATEGIEN, GEGENSTRATEGIEN UND KOMPROMISSE	90
7.3.1	<i>„Il y a toujours un homme à la maison“ – Macht der Ehemänner und Handlungsspielräume der Ehefrauen.....</i>	91
7.3.1.1	Mehr Arbeit – mehr Macht?	91
7.3.1.2	Emotionale Belastung durch die Abwesenheit der Männer	93
7.3.1.3	Frauen und der Wunsch auszuwandern.....	94
7.3.2	<i>„Les grands ont raison“ oder das Ende der Hegemonie des Alters? – Kompromissverhältnis zwischen Alt und Jung</i>	97
7.3.2.1	Migration als Entmachtungsstrategie?	97
7.3.2.2	Kompromissverhältnis zwischen Migranten und dem <i>kāgumme</i>	99
7.3.2.3	Eheschließung – wer entscheidet?.....	100
7.3.2.4	Säkulare Bildung und traditionelle Autorität	102
7.3.3	<i>„Le mariage est devenu un casse-tête chinois pour certains hommes“ – Konkurrenz zwischen unverheirateten Männern und Misstrauen zwischen Migranten und Heiratsanwärterinnen.....</i>	104
8	SCHLUSSWORT.....	107
	LITERATUR.....	110
	INTERVIEWNACHWEIS.....	120
	ANHANG	121
	ABSTRACT – DEUTSCH	121
	ABSTRACT – ENGLISCH	123
	LEBENS LAUF.....	124

Einleitung

Zugang zum Thema

Migration ist zu einem strukturellen Fixpunkt im wirtschaftlichen und sozialen Leben der Soninké in den Dorfregionen des Senegaltals geworden. Während die Senegalflussregion in vorkolonialer Zeit ein beliebtes Siedlungsgebiet war, ist dieses Gebiet heute wirtschaftlich marginalisiert und seit den späten 1950er Jahren verstärkt von Emigration nach Frankreich betroffen. In den 1970er Jahren waren soninkische Migranten die größte Einwanderergruppe (rund 70%) aus dem subsaharanischen Raum in Frankreich; Eine Tatsache, die besonders vor dem Hintergrund, dass die Soninké in allen drei Emigrationsländern (Senegal, Mali und Mauretanien) nur einen kleinen Teil der Bevölkerung ausmachen, interessant ist und die Frage nach den Rahmenbedingungen, die zur massiven Emigration der Soninké aus dem Senegaltal geführt haben, aufkommen ließ (Kane/Lericollais 1975: 177).

In der Nachkriegszeit stieg in Europa die Nachfrage nach unqualifizierter Arbeitskraft zum Wiederaufbau massiv an, sodass viele Soninké, vorwiegend Männer im arbeitsfähigen Alter, die Gelegenheit nutzten und nach Frankreich auswanderten. Die zunächst meist temporäre Arbeitsmigration wich aufgrund wirtschaftspolitischer und struktureller Veränderungen im Ankunftsland Frankreich seit den 1970er Jahren einer dauerhaften Migration der Soninké nach Frankreich. Gleichzeitig verschlechterten sich die ökologischen Rahmenbedingungen im Senegaltal aufgrund langer Dürreperioden in den 1970er und 1980er Jahren. Diese Entwicklungen waren für die Soninké, deren Überleben auf einer Subsistenzökonomie beruht, dramatisch. Die wirtschaftliche Abhängigkeit der Dorfregionen von den Geldrückflüssen ihrer Emigranten wuchs und der Druck auf die Migranten wurde größer. Unter diesen Rahmenbedingungen gründeten die Migranten ab den späten 1970er Jahren vermehrt Solidaritätskassen und Entwicklungskooperativen, welche zum Ziel hatten, nachhaltig Strukturen zur Verbesserung der Lebenswelt der Dorfregion aufzubauen. Die Pionierstellung soninkischer Migrantenvereine als Akteure von Entwicklung wurde ins Zentrum der wissenschaftlichen Produktion über die Soninké gerückt.

Ausgehend von den Untersuchungen über die Migrantenvereine und deren Einflussbereichen wurden erstmals auch die Auswirkungen, die die Migration der Soninké auf das Herkunftsland und das Ausmaß und die Effekte transnationaler Aktivitäten der Migranten beleuchtet. Es wurden jedoch hauptsächlich die wirtschaftlichen Auswirkungen, die die Emigration junger Männer im arbeitsfähigen Alter auf das Senegaltal hatte, und die von Migranten entwickelten Strategien zur Verbesserung beider Lebenswelten, thematisiert. Gesellschaftliche Veränderungsprozesse, die mit der massiven Emigration in Verbindung stehen können, wurden nur am Rande erwähnt.

Aus diesem Mangel heraus ergab sich mein Interesse Aspekte von Wandel und Kontinuität im Herkunftskontext zu untersuchen. Zusätzlich machte die Tatsache, dass die soziale Organisation der Soninké rigide ist und einer strengen Hierarchisierung folgt, die Beschäftigung mit insbesondere gesellschaftlichen Transformationsprozessen umso spannender.

Nachdem die hierarchischen Strukturen der sozialen Organisation der Soninké in jeder Großfamilie (*kā*) reproduziert werden, habe ich den *kā*, als kleinste Einheit der soninkischen Gesellschaft, meinen Analysen zu Grunde gelegt (Lanly 1995: 2). Außerdem stimme ich mit Lauras-Lecoh überein, wenn sie sagt, dass „[e]conomic, social and demographic changes cannot be analysed and interpreted unless they are reviewed in the context of families and their changing situation.“ (Lauras-Lecoh 1990: 475)

Given the tendency for households to be characterised by differences and divisions between members in the respect of tasks, obligations, power, identity and so on, households are also critical to understanding who migrates, why, where, with whom, and for how long. (Chant/Craske 2003: 229)

Den Analysefokus auf die Mikroebene der Familie zu verlagern hat den Vorteil, dass unterschiedliche am Migrationsprozesse beteiligte Akteure Berücksichtigung finden, Entscheidungsprozesse und Machtkonflikte aufgedeckt werden und gesellschaftlicher, wirtschaftlicher oder politischer Wandel auf der Haushaltsebene sichtbar werden (Peil/Oyeneye 1998: 116).

Präzisierung der Forschungsfrage

Wie die Abwesenheit der Männer den Alltag jener beeinflusst, die am Herkunftsort zurückbleiben und transnationale Formen des Handelns von Migranten auf traditionelle Familien-

strukturen einwirken und Beziehungen strukturieren, soll im Rahmen dieser Diplomarbeit diskutiert werden.

In welchem Wirkungszusammenhang Migration und der Wandel innerfamiliärer Strukturen und Beziehungen stehen, muss auf mehreren Ebenen untersucht werden. Die Aushandlungsprozesse innerhalb der soninkischen Familie finden

- zwischen den Generationen,
- zwischen den Geschlechtern und
- zwischen Migranten und den so genannten *left-behinds* statt.

Angesichts der Tatsache, dass laut Quiminal (1993: 5) Anfang der 1990er Jahre zwischen 30% und 50% der aktiven männlichen Bevölkerung aus dem Senegaltal in Frankreich lebten, gehe ich davon aus, dass die massive männliche Emigration mit bedeutenden innerfamiliären Umwälzungen hinsichtlich wirtschaftlicher, kultureller und sozialer Aspekte der Lebensführung in Verbindung steht. Darüber hinaus gehe ich davon aus, dass nicht nur die Abwanderung an sich sondern auch das Entsenden von Remittances und das Engagement in Migrantenvereinen, als Ausdruck kollektiven transnationalen Handelns der Migranten Transformationsprozesse auslösen oder beschleunigen (vgl. Faist 2000).

Aus diesen Überlegungen ergaben sich folgende Forschungsfragen:

- **Wie wirkt(e) sich die Emigration der Soninké nach Frankreich auf familiäre Strukturen im Senegaltal aus?**
- **Wie gestalten Remittances und Entwicklungskooperativen der Emigranten am Herkunftsort die familiären und sozialen Beziehungen?**
- **Entlang welcher Linien sind Brüche und wo sind Kontinuitäten erkennbar?**

Aufgrund der einseitigen Literaturlage beschloss ich komplementär zur Literaturstudie auch empirisch zu forschen. Zu diesem Zweck führte ich im Mai und August 2010 insgesamt 9 problemzentrierte Interviews mit Migranten und Migrantinnen in Paris und Umgebung. Die Idee Migranten und Migrantinnen selbst nach ihrer Wahrnehmung von Wandel und Kontinuität von familiären Organisations- und Beziehungsstrukturen zu befragen, entstand aus der Überlegung, dass Migranten trotz ihrer Abwesenheit integraler Bestandteil der Familie bleiben und ihre transnationalen Lebensführungsstrategien maßgeblich zu den Transformations-

prozessen vor Ort beitragen. Es sollte in Erfahrung gebracht werden welche Rolle sie sich selbst im Transformationsprozess zuschreiben und wie sie diese bewerten. Wie ich die Forschung methodisch vorbereitete und durchführte soll im Kapitel 4 näher beleuchtet werden.

Gliederung der Arbeit

Nachdem gesellschaftlich, religiös, wirtschaftlich und politisch begründete Generationen-, Geschlechter- und Machtverhältnisse in der Organisationsstruktur und den Beziehungen der Familie (als Mikrokosmos der Gesellschaft) ihren Ausdruck finden, steht die Familie im Zentrum meiner Untersuchungen. In Abgrenzung zum idealtypischen europäischen Vater-Mutter-Kind-Familienmodell steht eingangs der Versuch einer Definition von afrikanischer Familie, wo abgesehen von biologischer und genealogischer Abstammung eine Vielzahl abstrakter, auf der Gefühlsebene zu tragen kommender Kriterien Verwandtschaftsbeziehungen bestimmen.

Die theoretischen Überlegungen, die der empirischen Forschung vorangegangen sind bzw. die im Laufe des Forschungsprozesses relevant wurden, werden im Kapitel 2 diskutiert. Faists Konzept der transstaatlichen Räume schafft einen Rahmen in dem die grenzübergreifenden Aktivitäten transstaatlicher Akteure erklärt werden und eine Entsprechung finden. Der relativ neue Ansatz des *Migration-Left Behind Nexus* bietet eine Perspektive um Migration und dessen Auswirkungen auf die Herkunftsgesellschaften zu untersuchen. Der *Migration-Left Behind Nexus* legt den Analysefokus auf die Mikroebene der Herkunftsfamilie und untersucht *left-behinds* als Teil des Migrationsprozesses ohne dabei die Dynamik zwischen Wandernden und Bleibenden aus dem Analyseprozess auszuklammern. Dennoch soll der unglücklich gewählte Begriff „*left-behind*“, der den Zurückbleibenden Passivität unterstellt und den „*left behinds*“ die Entscheidung „*stay behinds*“ zu sein abspricht, kritisch hinterfragt werden.

Nach der Erläuterung meiner methodischen Vorgehensweise im Kapitel 3 soll im 4. Kapitel spezifisch auf das Konzept des *kā* als soninkisches Familienkonzept eingegangen werden. Basis sind Saint-Pères (1925) und Pollet und Winters (1971) umfassende Analysen der Sozialstruktur der Soninké des Dyahunu in den 1920er und 1960er Jahren. Die Betonung dieses Kapitels liegt dabei auf der Dreiteilung der Funktion des *kā* als soziale, territoriale und wirtschaftliche Einheit. Die Organisation der Arbeit, die verwandtschaftlichen Beziehungen und der Umgang miteinander sowie der Zugang und die Verteilung von Ressourcen gestalten sich

entlang der Kriterien des Alters, des Geschlechts und des sozialen Status. Diese Kriterien bestimmen die Position eines jeden einzelnen innerhalb und außerhalb der verwandtschaftlichen Gemeinschaft.

Welche Motive für die massive männliche Emigration aus dem Senegaltal ausgemacht werden können, mit welchen Strategien soninkische Migranten auf restriktive Immigrationspolitik reagieren und welche Formen ihre Migration in Reaktion darauf angenommen haben, soll im Kapitel 5 erörtert werden. Die wirtschaftliche, ökologische und politische Ausgangssituation in der Herkunfts- und der Ankunftsregion, die die Rahmenbedingungen für die soninkische Einwanderung schufen, beeinflussen auch maßgeblich die Voraussetzungen unter denen es ab den 1960er Jahren zur Gründung von Solidaritätskassen und Entwicklungskooperativen der soninkischen Migranten gekommen ist. Welche Bedeutung finanziellen Transferleistungen und Entwicklungsinitiativen bei der Gestaltung von wirtschaftlichen aber auch sozialen Entwicklungsprozessen im Senegaltal zukommt, soll im Kapitel 6 erörtert werden. Hier soll auch analysiert werden welchen Stellenwert der Faktor Geld in den Beziehungen zwischen Migranten und Zurückbleibenden bzw. Zurückgelassenen und innerhalb der Gruppe der Zurückbleibenden bzw. Zurückgelassenen einnimmt und wie er das Verhalten von Empfängern und Entsendern beeinflusst.

Im Kapitel 7 soll untersucht wie sich die Abwesenheit der Migranten und ihre transstaatlichen Aktivitäten auf den Alltag von *left-behinds* und auf wirtschaftliche, kulturelle und soziale Aspekte ihrer Lebensführung auswirkt, welche Konsequenzen der Arbeitskräftemangel für die subsistenzwirtschaftliche Organisation der Arbeit hat und für wen, und mit welchen Handlungs- und Bewältigungsstrategien versucht wird Arbeitskräftemangel, finanziellen Engpässe und Mehrbelastung zu kompensieren. Außerdem gilt es zu analysieren auf welche Art und Weise und auf welchen Ebenen hegemoniale Generationenverhältnisse und asymmetrische Geschlechter- und Machtverhältnisse in Frage gestellt und herausgefordert werden.

1 Die Familie als Analyseeinheit – Ein afrikanisches Konzept von Familie

In der Soziologie ist eine Familie eine durch Partnerschaft, Heirat, Verwandtschaft, Abstammung oder Adoption begründete Lebensgemeinschaft, deren Mitglieder meist eine Wirtschafts- und Wohneinheit, im Sinne eines Haushaltes, bilden.

It is usually seen as a bio-social group, including two or more people linked by tie of marriage, descent or adoption, who engage in common activities; core members frequently live together (...). Family members often form an economic unit, producing goods and services to satisfy their basic needs. (Peil/Oyeneye 1998: 93)

In Europa ist die idealtypische Definition der Familie mit der Definition von Haushalt deckungsgleich, und entspricht dem Vater-Mutter-Kind Kleinfamilienmodell. Weiters findet eine rechtliche Abgrenzung der Familie anhand der Kriterien „consanguinity“ und „affinity“, das heißt Blutsverwandtschaft und Schwägerschaft, statt.

Die afrikanische Familie zu definieren ist eine ungleich schwerere Übung. In einem afrikanischen Kontext ist das Verständnis von Familie nicht (nur) an Kriterien wie der biologischen Verwandtschaft festzumachen. „A household may be a family nucleus, or it may also group together several generations of related or unrelated people.“ (Lauras-Lecoh 1990: 480) Das Konzept von Familie muss daher um ein Vielfaches an abstrakteren Elementen erweitert werden (Kuyu Mwiswa 2005: 24).

Wissenschaftler des *Laboratoire de l'anthropologie juridique de Paris* haben versucht den Begriff der Verwandtschaft in Afrika zu begreifen und fassbar zu machen. Als erstes grundlegendes Kriterium nennen diese die „idée du partage“. Das Zusammengehörigkeitsgefühl sowie der Mechanismus von Inklusion der Mitglieder bei gleichzeitiger Exklusion Außenstehender sind die wichtigsten Definitionskriterien einer Gruppe an sich. Die Familie gilt als Musterbeispiel einer Gruppe (Peil/Oyeneye 1998: 24f.). Die Intensität des Zusammengehörigkeitsgefühls und der Verwandtschaftsbeziehungen hängen von dem „bien de partage“ ab. Unter „bien de partage“ subsumieren die Wissenschaftler des *Laboratoire de l'anthropologie juridique de Paris* die Berufung auf gemeinsame Vorfahren, den gemeinsamen Wohnort und den Glauben, über den sich die Wertesysteme der Verwandtschaftsgruppe immer wieder aktualisieren. Diese „biens de partage“ strukturieren die Beziehungen zwischen

den Mitgliedern der Gruppe. Die Verwandtschaftsbeziehungen können eben nicht als durch Heirat und Blutsverwandtschaft statische Beziehungen angesehen werden. Das Verwandtschaftsverhältnis wird von den Mitgliedern ausgehandelt und ist über die Zeit und den Raum hinweg einem Wandel unterlegen. Die Verwandtschaft wird in erster Linie als „communauté de vie“, als Lebensgemeinschaft konstruiert: „Elle est d’abord constituée par ceux qui ont donné ou ont reçu la vie à l’intérieur de ce groupe et dans un sens second de tous ceux pour lesquels l’appartenance à ce groupe est vitale.“ (Kuyu Mwissa 2005: 22) Neben dem Argument der gemeinsamen biologischen bzw. genealogischen Abstammung – im Sinne der Berufung auf gemeinsame Ahnen – und der reproduktiven Rolle der Familiengemeinschaft, wird Verwandtschaft auch im Sinne einer sozialen und geistigen Verwandtschaft, die für seine Angehörigen lebenswichtig ist und Schutz bietet, gefasst.

Der Begriff Verwandtschaft muss abseits von seiner rechtlichen Dimension auch auf der Gefühlsebene gedacht werden. „[E]lle évoque fréquemment le sentiment d’une douceur et d’une chaleur particulière, l’image d’un parfum, l’expression du bonheur difficile à saisir pour l’Européen.“ (Kuyu Mwissa 2005: 22) In einem afrikanischen Kontext entstehen und bestehen verwandtschaftliche Beziehungen oft auch durch den regelmäßigen Umgang und engen Kontakt von Menschen, die sich in einem gemeinsamen sozialen Umfeld bewegen. Dies erkennt man an der häufigen Nutzung der Begriffe „frère“ oder „soeur“, ohne dass ein biologisches oder affinales Verwandtschaftsverhältnis besteht. Ezémbé beschreibt diese Art der Verwandtschaft als „parenté de fréquentation“ (Ezémbé 2009: 93).

Der Begriff Lebensgemeinschaft umschließt nicht nur spezifische soziale Elemente sondern auch eine räumliche und eine wirtschaftliche Organisation. „Toute communauté parentale implique un enracinement qui rend, à un certain niveau indissociable de l’analyse des relations de l’homme et de la terre.“ (Kuyu Mwissa 2005: 23) Einem europäischen Verständnis zu Folge wird Familie mit dem Haushalt als familiäre Wohneinheit und als Wirtschaftseinheit im Sinne einer Produktions- und Konsumationseinheit gleichgesetzt. Doch es ist problematisch, komplexen und vielschichtigen Organisationsstrukturen Konzepte überstülpen zu wollen, die selbst in ihrem europäischen Ursprungskontext keine allgemeingültige Anwendung finden können.

Afrikanische Familien umspannen mehrere – meistens drei – Generationen, die eine Lebensgemeinschaft bilden. Zusätzlich zur „Kernfamilie“ leben oft auch weitere Verwandte, beispielsweise Cousinen oder Cousins oder etwa unverheiratete, geschiedene oder verwitwete

Personen am gleichen Wohnort (Lauras-Lecoh 1990: 475). Als ehemalige Sklavenhaltergesellschaft war es bei den Soninké üblich, dass – ganz im Sinne der ursprünglichen lateinischen Definition *familia*¹ – auch die Sklaven und ihre Familien als Teil des Haushaltes angesehen wurden. In diesem Sinne kann die territoriale Zusammensetzung von afrikanischen Lebensgemeinschaften nicht zwingend als auf Verwandtschaft basierend wahrgenommen werden. Weiters klammert ein Verständnis von Haushalt, welches den Haushalt als räumlich begrenzt definiert, im Ausland lebende Haushaltsmitglieder aus. Dabei pflegen urbane und internationale Migranten enge Kontakte zu ihrer Familie am Land, unterstützen diese finanziell und besuchen sie je nach Möglichkeit (Ellis 1998: 7). Auch die Gleichsetzung von Familie und Haushalt als „unit of social organisation which usually combines shared residence and shared reproduction“ ist kritikwürdig und kann mit den unterschiedlichen Lebensvollzügen, die im afrikanischen Raum ko-existieren, nicht in Einklang gebracht werden (Chant 1991: 6). Die Annahme eines gemeinsam kontrollierten Budgets und eines gemeinsamen Ressourcenpools, zu dem alle Mitglieder gleichberechtigten Zugang haben, findet in der Realität selten Anwendung. Die Verteilung der produktiven und der reproduktiven Aufgaben innerhalb eines Haushaltes erfolgt meist entlang klarer Demarkationslinien zwischen Mann und Frau. Während Männer fast ohne Ausnahme mit produktiver, im Sinne von einkommensgenerierender Arbeit, in Verbindung gebracht werden, werden Frauen mit reproduktiven, also mit unbezahlten, meist an das Haus gebundenen Aufgaben assoziiert.

Obwohl besonders meine Interviewpartner darum bemüht waren ihre Familie, stellvertretend für alle soninkischen oder afrikanischen Familien, als auf Harmonie und Solidarität basierende Einheiten darzustellen, ist die Familie eine umkämpftes Terrain, auf dem sich gesellschaftlich verankerte asymmetrische Machtstrukturen und unterschiedliche Interessen manifestieren.

Auf der Grundlage dieser weit gefassten Verwandtschaftssysteme finden verschiedene Lebens- und Beziehungsmuster in afrikanischen Kontexten Anwendung. Diese werden gemeinhin unter dem Begriff „Großfamilie“ subsumiert. Problematisch an dieser Begrifflichkeit der „Großfamilie“ oder der „erweiterten Familie“ ist, dass sie ein eurozentrisches Konstrukt ist, in

¹ Die etymologische Herkunft des Begriffes Familie kommt aus dem Lateinischen und ist von dem Begriff *familia*, die Hausgemeinschaft, abgeleitet. Ursprünglich umfasste die Bezeichnung Familie den gesamten Hausstand: die Haushaltsmitglieder, also Ehepartner und Kinder sowie den Besitz des Mannes, das heißt das Vieh und auch Sklaven. (vgl. Jöhrs et al 1935)

dem die Kernfamilie den Normvorstellungen entspricht. Der englische Begriff der „extension“, der der Begriffskonstruktion „extended family“ zu Grunde liegt, verdeutlicht dies. Er erklärt die „Großfamilie“ zu einer Art Auswuchs oder Überschuss jenes Kerns, der dem europäischen Kleinfamilienmodell entspricht (Klapisch-Zuber 1989: 155 zit. nach Grau et al. 1997: 138f.).

Die Zugehörigkeit zu einer „Großfamilie“ ist in gewisser Hinsicht eine Art Lebensversicherung, denn die Aufgabe der Gemeinschaft ist es im Kern, die Sicherheit seiner Mitglieder im Alter und im Fall von Krankheit, Arbeitslosigkeit etc. zu garantieren und Hilfestellung zu geben. Im Gegensatz zur Nuklearfamilie ist das soziale Auffangnetz einer solchen Familienkonstellation ausgeprägter und weniger Risiken ausgesetzt. Großfamiliäre Strukturen sind in ländlichen Regionen Afrikas und besonders dort, wo sozialstaatliche Institutionen nicht vorhanden sind oder versagen, eine folgerichtiges Organisationsmodell (Demuth/Kirchebner 2003: 87f.).

Ein besonders in islamischen Gesellschaften und traditionellen Agrargesellschaften verbreitetes Beziehungsmodell ist die Polygynie, als rechtlich anerkannte Eheschließung eines Mannes mit mehr als einer Frau. So auch in der Gemeinschaft der Soninké.

Der Islam erlaubt Männern bis zu vier Frauen zu haben, üblich sind jedoch zwei (Peil/Oyeneye 1998: 107). Abgesehen von der religiösen Legitimation dienen auch wirtschaftliche, politische oder sexuelle Argumente der Aufrechterhaltung polygyner Lebensmodelle. In subsistenzwirtschaftlich organisierten Familien, wo die Arbeitskraft und der Boden das einzige Produktionskapital darstellen, hat Polygynie eine besonders wichtige wirtschaftliche Funktion, denn jedes zusätzliche Familienmitglied bedeutet eine weitere helfende Hand bei der agrarwirtschaftlichen Produktion und ermöglicht so eine erhöhte Nutzbarmachung der Produktionsfaktoren (Kuyu Mwissa 2005: 30). Demnach gilt in subsistenzwirtschaftlichen Gesellschaften, wie bei den Soninké, nach wie vor der Grundsatz: Je mehr Frauen und Kinder ein Mann hat, desto mehr Reichtum besitzt er und desto höher ist sein gesellschaftliches Ansehen. Eine große Familie zu haben wird also als Zeichen des Wohlstandes und des Erfolgs gedeutet. In politischer Hinsicht wird gerne unterstrichen, dass „la cohérence interne du système matrimonial et d’une organisation sociale comme un moyen de préserver le pouvoir des aînés sur les cadets dans des formations sociales ou l’accès aux femmes passe par la soumission aux aînés qui en ont seuls le contrôle.“ (Kuyu Mwissa 2005: 29) Außerdem ist Polygynie ein Mittel um der sexuellen Frustration des Mannes während der vorübergehenden Sterilität

der Frau während der Stillperiode Vorschub zu leisten, denn Geschlechtsverkehr ist während der ersten 40 Tage nach der Geburt eines Kindes verboten (Kuyu Mwissa 2005: 30; Schröter 2007: 71).

Dort wo Polygynie vorherrscht, entspricht die Anzahl an Ehefrauen der Zahl der „Haushalte“, unabhängig davon, ob die Frauen gemeinsam wohnen und essen. Die Grenze zwischen den verschiedenen Haushalten ist meist fließend und es ist weder für die Mitglieder der „Haushalte“ selbst noch für Außenstehende möglich die Grenze zu ziehen (Demuth/Kirchbner 2003: 87).

2 Theoretische Überlegungen

Migrationstheorien machten in der Vergangenheit häufig den Fehler, Migrationsbewegungen von den Herkunftsregionen gesondert zu betrachten. Dass Migration nicht nur Auswirkungen auf die Ankunftsregionen⁴ sondern auch auf die Herkunftsregionen von Migranten hat, wurde lange Zeit ignoriert. Erst als empirische Studien doppelte Lebensführungsstrategien der Migranten zunehmend ins Licht wissenschaftlicher Produktion rückten, wurde erkannt, dass Ursprungsregionen nicht ausgeklammert werden können um Migrationsstrategien und Migrationsprozesse zu verstehen. Auch wenn sich die Blickrichtung um den Herkunftskontext erweitert hatte, blieb der Blickwinkel nach wie vor recht selektiv und fokussierte vorrangig wirtschaftliche Rückwirkungen von Migration. Der neue Fokus auf wirtschaftliche Veränderungsprozesse im Herkunftskontext stand in einem engen Analysezusammenhang mit dem Thema Remittances. In den 1990er Jahren multiplizierte sich die wissenschaftliche Produktion zum Thema Remittances. Es wurde hinter den stetig steigenden Remittanceszahlungen der Migranten ein enormes Entwicklungspotenzial für die Herkunftsgesellschaften vermutet. Die Politik glaubte im Zusammenspiel von Migration und Entwicklung eine Strategie zur Steuerung von Migrationsflüssen zu erkennen

Wirtschaftliche oder strukturelle Veränderungsprozesse, die mit Migration oder mit Remittances in Verbindung stehen (beispielsweise die Veränderung der subsistenzwirtschaftlichen Produktionsverhältnisse oder die Umverteilung der Arbeit durch die Abwesenheit eines Familienmitgliedes oder die Verbesserung des Lebensstandards der Herkunftsfamilie durch Rücküberweisungen) setzen aber auch Prozesse sozialen und kulturellen Wandels in Gang

⁴ In Anlehnung an Überlegungen von Pries (2001b: 11), der für die Verwendung neutraler Begrifflichkeiten wie Herkunfts- und Ankunftsregion anstatt der Termini Heimat und Aufnahmeland plädiert, soll nachfolgend von Frankreich als Ankunftsregion oder Ankunftsland die Rede sein, denn der in englischsprachigen Texten häufig verwendete Begriff „*host country*“ suggeriert, dass der Migrant einerseits willkommen ist und dass er bald wieder geht (Basch et al. 1994: 9). Der Terminus des Ziellandes oder der Zielregion soll allerdings beibehalten werden. Preis kritisiert an dem Terminus Zielland zwar, dass in der heutigen Realität internationaler Migration Wanderungsprozesse sukzessiv sind und die Ankunftsregion nicht immer mit dem imaginierten Zielland übereinstimmt. Im Fall der Migration der Soninké nach Frankreich ist die Wanderungsbewegung sehr wohl zielgerichtet.

und gestalten die Beziehungen innerhalb der Gruppe der so genannten *left-behinds* und zwischen *left-behinds* und Migranten.

Der Begriff „soziale Remittances“ etablierte sich in den letzten Jahren um die Verbindung zwischen Migration, finanziellen Remittances und dem Transfer sozialer und kultureller Praktiken herzustellen. Der Vorteil, der daraus entsteht, zwischen einer finanziellen und einer sozialen Definition von Remittances zu unterscheiden, ist, dass „it allows to understand migration as a social process in which migrants are potential agents of economic, social and political change.“ (Nyberg Sorensen 2005: 5)

Im Fall der Soninké möchte ich dennoch vorwiegend von kulturellen und sozialen Auswirkungen von Migration auf die Herkunftsfamilie sprechen und nicht von sozialen Remittances. Der Begriff Remittances unabhängig von seiner sozialen oder wirtschaftlichen Dimension transportiert das Bild von aktiven Entsendern und passiven Empfängern. Soziale Remittances im Sinne eines Transfers von Ideen oder kultureller Praktiken sind jedoch, meiner Meinung nach, nur bedingt als bewusste, aktive und vor allem unidirektionale Handlungen zu verstehen. Denn es stellt sich die Frage, ob es sich tatsächlich um eine Übertragung von kulturellen Werten, Ideen usw. handelt oder ob es sich nicht vielmehr um einen Prozess der Interaktion und der Neuverhandlung kultureller, religiöser und traditioneller Wertesysteme zwischen den Migranten und den Zurückbleibenden handelt. Es muss daher eine konzeptuelle Differenzierung zwischen sozialen Remittances als aktive und bewusste Transfers von Ideen, kulturellen Werten und Sozialkapital und zwischen kulturellem und sozialem Wandel als Prozess und als Begleiterscheinungen von Migration und Geld-Remittances geben.

Die Aushandlung der Beziehungen und Prozesse findet innerhalb eines nationalen, lokalen und familiären Kontextes statt aber auch auf einer transstaatlichen Ebene, die alle Familienmitglieder – unabhängig von ihrem Aufenthaltsort – mit einander verbindet.

Um also Transformationsprozesse innerhalb der soninkischen Familie von einer multidimensionalen Perspektive beleuchten zu können, bediene ich mich zunächst des Konzepts des transnationalen Raumes. Auf dieser Ebene werden Entscheidungen getroffen, bestehende Machtverhältnisse neu ausverhandelt und Wertvorstellungen aktualisiert. Nähere Betrachtung soll Faists Konzept der transstaatlichen Kleingruppen und der transstaatlichen Gemeinschaften finden.

Der relative neue Ansatz des *Migration-Left Behind Nexus* bietet weitere wichtige Anreize und Hilfestellungen für meine Forschung (vgl. Toyota et al. 2007; vgl. Rigg 2007; vgl. Biao 2007, vgl. Hadi 2001). Transnationale Konzepte von Migration untersuchen die Situation, in der die Familienangehörigen nach der Migration eines Haushaltsmitgliedes zurückbleiben, meist nur als Teil des Migrationsprozesses. Der Fokus bleibt auf den sogenannten *Transmigranten* als aktive Akteure und Gestalter transnationaler Räume. Trotz der kritikwürdigen Definition „*left-behind*“, welche später noch zur Diskussion stehen soll, ist der Ansatz des *Migration-Left behind Nexus* bemüht, den Analysefokus auf die Mikroebene der Herkunftsfamilie zu legen ohne dabei die Dynamik zwischen Wandernden und Bleibenden aus dem Analyseprozess auszuklammern.

Diese theoretischen Konzepte sollen vorgestellt und kritisch betrachtet werden.

2.1 Transnationalismus und transstaatliche Migration

Bis Anfang der 1990er Jahre folgten Migrationstheorien einem biopolaren räumlichen Verständnis. Sie konzeptionalisierten Migration entlang der Linien von Immigration und Emigration. Internationale Migration wurde als unidirektionaler und einmaliger Ortswechsel definiert. Das herkömmliche Bild eines Immigranten war das eines Menschen, „der gekommen ist um zu bleiben“. „The word „immigrant“ evokes images of permanent rupture, of the abandonment of old patterns of life and the painful learning of new culture and often a new language.“ (Basch et al. 1994: 3f.) Dass Migranten mit der Integration oder der Assimilation in einen neuen nationalen Kontext ihre Beziehungen und Kontakte zu ihrem Herkunftsland jedoch nicht abbrechen, sondern dass sie häufig zwischen Herkunfts- und Ankunftsregion „pendeln“ und dass ihre Aktivitäten nationale Grenzen umspannen, wurde kaum in Betracht gezogen. Dabei dokumentierten empirische Studien die transnationalen Organisationsformen von Migranten und zirkuläre Migrationsprozesse zwischen Mexiko und den USA.

Levitt und Glick-Schiller argumentieren, dass Assimilation oder Integration in einen Aufnahmeort mit der Schaffung und dem Erhalt transnationaler Beziehungen nicht inkompatibel ist und auch keinen Gegensatz darstellt. Es sind zwei Prozesse, die simultan bestehen können und sich sogar gegenseitig verstärken können. Traditionelle Formen der Migration verlieren durch Transmigration nicht ihre Grundlage, sondern bleiben relevant. (Levitt/Glick-Schiller 2008: 284f.)

Aufbauend auf den empirischen Studien zu Migrationsnetzwerken schafften Wissenschaftler wie Nina Glick-Schiller, Linda Basch und Cristina Blanc-Szanton, seit Beginn der 1990er Jahre einen theoretischen Rahmen, in dem das Entstehen transnationaler Räume und Identitäten verstanden werden kann. Denn die Lebensweise einer wachsenden Anzahl der Weltbevölkerung konnte nicht mehr innerhalb der nationalen Grenzen eines Staates erklärt werden. Es mussten vielschichtigere Analysewerkzeuge und eine dialektische Sichtweise geschaffen werden, die die im Wandel befindlichen sozialen Realitäten und die Gleichzeitigkeit transstaatlicher Lebensführung von Migranten in unterschiedlichen geographischen Kontexten begreifen.

From a dialectic optic, people play a variety of roles simultaneously, they are both agents and subjects and, as such, they are affected by, challenge, and contribute to the perpetuation of different systems of power. (Mahler 2002: 65)

Dazu müssen zunächst unsere traditionellen Raumvorstellungen von Nationalstaaten und Staatsbürgerschaft erneut untersucht werden.

Seit Jahrhunderten sind in unserem europäischen Containerdenken ein sozialer Raum und seine Praktiken, Symbole und Artefakte in einen begrenzten geographischen Kontext eingebettet. „[I]n sociological terms, modern societies are nation-state-based. Likewise when we speak of social systems, social orders, or social change, or if we analyse „structures of social inequality“, „social classes“, or „ethnic minorities“, we tend to refer- quite automatically- to nation-state-bounded social entities“(Pries 2001a: 9).

Obwohl geographische und räumliche Grenzen menschliche Konstrukte sind, finden sie durch nationalstaatliche Institutionen, die über ihrer Grenzen Kontrolle ausüben, einen realen Ausdruck (Pries 2001a: 3).

Ein relativistisches Verständnis von Raum versteht diesen als „set of relations between the positions of socially important elements that structure human activities and, at the same time, are structured by human activities“(Pries 2001a: 16). Das heißt, dass soziale Beziehungen nicht in einen bestehenden Raum eingebettet sind, sondern, dass sie Raum schaffen, denn ohne seine Praktiken, Symbole oder Artefakte sei „Räumlichkeit“ sozial und soziologisch ohne Relevanz. Auch wenn laut Pries ein relativistisches Raumverständnis in manchen Fällen Sinn macht, tut ein absolutistisches Verständnis dies auch. Er weist darauf hin, dass menschliches Zusammenleben ohne Regeln, die das soziale Handeln kontrollieren, nicht möglich wäre. Das Handeln transnationaler Akteure und das Entstehen transstaatlicher Räume ist immer auch in einen spezifischen nationalen Kontext eingebunden und von dessen Institutionen und Re-

gelwerken maßgeblich gestaltet und beeinflusst. Nationalstaaten und deren Grenzen bleiben also nach wie vor einflussreich und bedeutend.(Pries 2001a: 16)

Glick Schiller (1999: 96) definiert den Begriff „transnational“ in diesem Zusammenhang als „political, economical, social and cultural processes that extend beyond the borders of a particular state, include actors that are not states, but are shaped by the policies and institutional practices of states.“

Die grenzübergreifenden Aktivitäten von Migranten schaffen neue Räume. Diese definiert Thomas Faist, einer der bedeutendsten deutschsprachigen Vertreter transnationaler Migrationsstudien, als transstaatliche Räume.

Transstaatliche Räume bezeichnen hier verdichtete ökonomische, politische und kulturelle Beziehungen zwischen Personen und Kollektiven, die Grenzen von souveränen Staaten überschreiten. Sie verbinden Menschen, Netzwerke und Organisationen in mehreren Orten über die jeweiligen Staatsgrenzen hinweg. Eine hohe Dichte, Häufigkeit, eine gewisse Stabilität und Langlebigkeit kennzeichnen diese Beziehungen unterhalb bzw. neben der Regierungsebene. (Faist 2000: 10)

Faist unterscheidet vier Typen transstaatlicher Räume – Kontaktfelder, Kleingruppen, themenzentrierte Netzwerke und schließlich Gemeinschaften und Organisationen –, die er nach ihrem Grad der Formalisierung und nach ihrer Dauer unterscheidet (Faist 2000: 17). Die Charakteristika, Handels- und Wirkungsweisen von Kleingruppen und transnationalen Gemeinschaften sind in vorliegendem Analysekontext von besonderer Bedeutung und sollen daher etwas später noch näher ausgeführt werden.

Faists Hinweis auf transstaatliche Beziehungen unterhalb und neben der Regierungsebene findet in anderen Strömungen der Transnationalismusforschung als Transnationalismus „*from above*“ und Transnationalismus „*from below*“ Erwähnung (vgl. Guarnizo 1997 zit. nach Portes et al. 1999: 221). Diese sind zwei konzeptuell unterschiedliche Prozesse von Transnationalismus. Transnationalismus „*from above*“ wird im Wesentlichen durch transnationale Aktivitäten von multinationalen Unternehmen, internationalen politischen Institutionen oder Medien, sprich von machtvollen Organisationen und Institutionen verstärkt. Im Gegensatz dazu wird Transnationalismus „*from below*“ als grass-roots Prozess verstanden. Transnationalismus „*from below*“ beschreibt transnationale Aktivitäten, die im Rahmen von internationaler Migration entstehen (Pries 2001a: 3). Hinsichtlich der Begrifflichkeiten „*transnationalism*

from below“ und „*transnationalism from above*“ gibt Faist zu bedenken, dass „the „-ism“ in transnationalism suggests an ideology“. Von diesem Verständnis ausgehend sind transnationale Aktivitäten von Migranten nicht als Reaktion auf Globalisierungsprozesse zu sehen, sondern als Teil einer Empowerment-Strategie. „Yet, it is not clear who would adhere so such an ideology: researchers, migrants or other political actors. “ (Faist 2010: 11) In diesem Zusammenhang ziehen es Bryceson und Vuorela (2002: 7) vor von „*globalization from below*“ zu sprechen und transnationale Aktivitäten und Lebensführungsmodelle als Teil eines Globalisierungsprozesse zu analysieren.

In Bezug auf meine Fragestellungen gehe ich von einem Verständnis von „Transnationalismus“ als grenzüberschreitenden Beziehungen und Aktivitäten von Migranten und *left-behinds* aus. Die Handlungsspielräume, die diesen bei der Gestaltung ihrer transnationalen Beziehungen und Aktivitäten zur Verfügung stehen, sind immer in einen nationalen Kontext eingebunden, der bei der Analyse transnationaler Lebensweisen mitgedacht werden muss.

Nachdem die Familie als Analyseeinheit und innerfamiliäre Transformationsprozesse, die mit Migration und transstaatlichen Aktivitäten der Migranten in Verbindung stehen, im Fokus meiner Forschung stehen, sollen Konzepte der „*transnational family*“ und „*transnational community*“ näher beleuchtet werden. Faists Typologisierung transstaatlicher Räume soll mit einigen Abstrichen als Rahmen herangezogen werden. Ausgehend von der Hypothese, dass Migration und transnationale Aktivitäten, wie das Entsenden von Remittances oder die Realisierung von Entwicklungsinitiativen der Migranten in ihren Heimatregionen, Transformationen innerfamiliärer und relationeller Strukturen in Gang setzen oder verstärken, soll ein besonderer Fokus auf die Handlungsweisen und die Handlungsspielräume von transnationalen Familien und transnationalen Gemeinschaften gelegt werden.

2.1.1 Transstaatliche Familien

Faist subsumiert transstaatliche Beziehungen von Haushalten, Familien und Verwandtschaftssystemen unter dem Begriff der transnationalen Kleingruppen.

Wie unilokale Kleingruppen verbindet auch transnationale Kleingruppen ein starkes Bewusstsein eines gemeinsamen Heimes (Faist 2000: 20). Bryceson und Vuorela (2002: 3) bezeichnen dieses starke Zusammengehörigkeitsgefühl, als „*feeling of collective welfare and unity*,

namely „familyhood“ even across national borders“. Die geteilten Werte und Symbole bilden den Referenzrahmen des Zusammengehörigkeitsgefühls und haben darüber hinaus identitätsstiftenden Charakter (Bryceson/Vuorela 2002: 7; Faist 2000: 18). Aufgrund des hohen Ausmaßes der geteilten Werte und Symbole schreibt Faist transnationalen Kleingruppen einen hohen Grad der Formalisierung zu. Trotz ihrer starken Formalisierung geht Faist (2000: 20f.) jedoch von einer relativen Kurzlebigkeit von transstaatlichen Kleingruppen aus, denn sie würden in der Regel nicht länger als eine Generation andauern, da sich die Gruppe entweder im Herkunfts- oder im Ankunftsland wieder vereinigt (Faist 2000: 21).

Analog zu den Typen transstaatlicher Räume schreibt Faist diesen bestimmt Hauptformen kollektiven Handelns zu: Das Handeln von transstaatlichen Kleingruppen basiert auf spezifischer Reziprozität und fokussierter Solidarität, die auf der verwandtschaftlichen Nähe der Verwandtschafts- oder Kleingruppe aufbaut.

Die Grundlage von Solidarität bildet die Bereitschaft, ein kurzfristiges Selbstinteresse hintanzustellen. [...] Es ist die Fähigkeit zur Empathie, also die Dinge durch den Blickwinkel der jeweiligen Mitmenschen zu sehen und mit ihnen Freuden und Sorgen zu teilen (Faist 2000: 37)

Um spezifische Reziprozität handelt es sich dann, wenn abgebbare Teilnehmer Gegenstände von gleichem Wert in einer strikt eingehaltenen Sequenz tauschen. Erkennbare Rechte und Pflichten kennzeichnen die einzelnen Akteure. (Faist 2000: 36)

Es herrscht eine Atmosphäre des Austausches von Ressourcen, seien es materielle Güter (wie beispielsweise Lebensmittel, Land, Vieh oder Geld) oder immaterielle Güter (wie beispielsweise Wissen, soziale Kontakte und Pflege). Spezifische Reziprozität und fokussierte Solidarität drücken sich beispielsweise durch Geldüberweisungen der Migranten an ihre Familien im Herkunftsland aus. Vor allem wenn Migration, wie bei der Gemeinschaft der Soninké, ein Teil einer gemeinsamen Strategie zum Einkommenspooling sind oder wenn Remittances Teil eines inter-generationellen Vertrags sind, der die Eltern für die Emigration ihrer Kinder aufkommen und diese sich später, wenn die Eltern in die Jahre gekommen sind, revanchieren, kommt Remittances eine wichtige Bedeutung in den Reziprozitätsbeziehungen zu (Faist 2000: 20f.; Alber et al. 2008: 6f., vgl. Mazzucato 2008).

Entgegen Faist idealtypischer Darstellung von Solidaritätsbeziehungen, ist kritisch anzumerken, dass die Beweggründe der Migranten Remittances zu schicken nicht auf purer Nächsten-

liebe basieren. Als solidarisch wahrgenommene Handlungen können häufig Zwangs- und Kontrollmechanismen, die dahinter stehen, maskieren.

2.1.2 Transstaatliche Gemeinschaften

Anstatt auf face-to-face-Beziehungen wie bei familiären Gruppierungen, baut die Gemeinschaft auf engen symbolischen – beispielsweise nationaler, ethnischer oder religiöser Natur – Verbindungen der Mitglieder auf.

Als typische Beispiele für transnationale Gemeinschaften nennt Faist Dorfgemeinschaften in den Emigrations- und Immigrationsländern oder Exilgemeinschaften. Beide Konzepte sind besonders hinsichtlich der Analyse von soninkischen Migrationsnetzwerken von besonderer Bedeutung. Ein Charakteristikum von Exilgemeinschaften ist, dass sie ihre Energien auf das Ursprungsland konzentrieren. Zum Immigrationsland entstehen keine wesentlichen Bindungen, da es nur als vorübergehender Wohnort empfunden wird. Basierend auf der Imagination Frankreichs als temporärer Wohnort entstanden schon in einem frühen Stadium soninkischer Migration nach Frankreich Dorfvereine und Entwicklungskooperativen, die Investitionen in ihre Ursprungsregionen tätigten. Transstaatliche Gemeinschaften haben laut Faist das Potenzial langlebig zu sein, denn damit transstaatliche Gemeinschaften bestehen können, müssen die Reziprozitäts- und Solidaritätsbeziehungen über enge Verwandtschaftsverhältnisse hinausgehen.

2.2 The Migration-Left Behind Nexus

Der *Migration-Left Behind Nexus* bietet einen neuen Rahmen, um sich mit Migration und sozialem Wandel auf der Mikroebene zu beschäftigen. Wie die am Heimatort zurückbleibenden Familienmitglieder mit der neuen Lebenssituation umgehen, wie und auf welchen Ebenen sich durch Migration ihr Alltag verändert und vor allem wie sich die Beziehungen zwischen den *left-behinds* und den Migranten entwickeln, war angesichts der kargen theoretischen Landschaft, die sich bisher damit auseinandersetzt, scheinbar von geringem Interesse. Toyota et al. beschreiben die Quellenlage, die sich mit der Gruppe der *left-behinds* beschäftigt, folgendermaßen: „[...] the migration literature can be said to have thus far „left-behind“ the *left-*

behind.”(Toyota et al. 2007: 158).Die *left-behind* als Akteure wurden stets aus dem Migrationsprozess ausgeklammert und in den Schatten der Migranten gestellt.

Bei der Beschäftigung mit der Gruppe der *left-behinds* ist es besonders wichtig, diese nicht als Einheit darzustellen. Die *left-behinds* müssen nach unterschiedlichen Faktoren, wie dem Alter, Geschlecht und dem sozialen und ökonomischen Status differenziert werden. Schließlich wirkt sich Migration unterschiedlich auf die Familienmitglieder aus. Im Wesentlichen können drei Kategorien der *left-behinds* ausgemacht werden: Ehefrauen, Kinder und die Eltern bzw. alte Menschen. Aktuelle Studien dokumentieren aber auch das Zurückbleiben von Ehemännern als relativ neues Phänomen (vgl. Resurreccion/van Khanh 2007⁵).

Weiters sollte man die *left-behinds* nicht als statische Gruppe konzeptualisieren, sondern als Teil eines dynamischen und im ständigen Wandel begriffenen Migrationsprozesses begreifen. Durch das Abwandern der einen ändern sich auch die Werte und die Weltanschauungen derer, die am Herkunftsort zurückbleiben. Toyota et al. stellt in diesem Sinne fest, dass „the left-behind are no longer the same villagers as before they where *left-behind*.“ (Toyota et al. 2007: 158)

Der Begriff des *Migration-Left Behind Nexus* tauchte erstmals 2007 in der bevölkerungsgeographischen Fachzeitschrift „Population, Space and Place“ auf. Die darin veröffentlichte Aufsatzreihe beschäftigt sich mit Auswirkungen von gender-selektiver Migration auf die Haushaltsstrukturen. Betont werden vor allem die Handlungs- und Bewältigungsstrategien von *left-behind*-Frauen und innerfamiliäre Machtverhältnisse.

Biao (2007) stellt sich die Frage „How far left behind are the *left-behind*?“ und beleuchtet Lebenssituationen von *left-behinds* im ländlichen China. Entgegen der haushaltsstrategischen Annahme, dass Migrationsentscheidungen als rationale und praktische Entscheidungen innerhalb der Familie getroffen werden, zeigt das Beispiel des chinesischen Haushaltsregistrierungssystems *hokou*, dass institutionelle Rahmenbedingungen maßgeblich die Entscheidungen darüber, wer bleibt und wer geht, gestalten. Durch die Begünstigung männlicher Arbeitsmigration in die Industriezentren an der Küste Chinas, werden die Verortung von

⁵ Resurreccion und Van Khanh (2007) haben untersucht inwieweit Genderverhältnisse destabilisiert werden, wenn Frauen in Vietnam durch ihre Migration und ihren Eintritt in den informellen Arbeitsmarkt für den Unterhalt der Familie aufkommen während Männer als Hausmänner am Land zurückbleiben.

Frauen im Haushalt und in der Agrarproduktion institutionalisiert und bestehende Gender-Ideologien verstärkt. Auch das Zurückbleiben von Kindern und älteren Menschen ist Ausdruck regulativer Staatspolitik, die diesen zwei Gruppen den Zugang zu staatlichen Sozialleistungen in den urbanen Zentren verweigern.

Hadi (2001) untersucht die Bedeutung von männlicher Emigration und deren Remittances für *left-behind*-Frauen. Er legt den Fokus nicht auf die Rolle von Remittances für wirtschaftliche Entwicklung, sondern betrachtet die sozialen und kulturellen Konsequenzen und Herausforderungen internationaler Migration für *left-behind*-Frauen. Die Ergebnisse seiner empirischen Studie im ländlichen Bangladesch zeigen auf, dass männliche Migration einen deutlich positiven Effekt auf *left-behind* Frauen hat.

Dies manifestiert sich beispielsweise in Hinblick auf ihre Entscheidungsspielräume. Wenn Männer abwesend sind, werden Frauen zu Entscheidungsträgerinnen und gewinnen auch Kontrolle über die Verwendung der Ressourcen. Diverse Studien zum Ausgabeverhalten von Frauen als Remittances-Empfängerinnen bestätigen, dass mehr Geld in die Befriedigung der Grundbedürfnisse der Familie fließt und dass mehr Mittel für die Stärkung von Sozialkapital aufgebracht werden. Dies erklärt auch die höheren Einschulungsraten von Mädchen aus „female-headed“-Haushalten, die Remittances empfangen (Katseli et al. 2006: 52).

Unter welchen Umständen es zu einer Ausweitung weiblicher Entscheidungskompetenzen und zu einer nachhaltigen und längerfristigen Verbesserung des sozialen Status kommen kann, ist jedoch von unterschiedlichen Faktoren (z.B. von der Dauer der Abwesenheit, den Familienstrukturen oder der Beziehung zum Migranten) abhängig und muss für jeden Fall einzeln und im Detail beleuchtet werden.

Die von Rigg skizzierten „*lines of influence*“ sollen hierfür als Hilfestellung dienen und beleuchten, was Rigg als „the pivotal issues that determine why migration occurs, how it operates, and what its impacts are likely to be on the migrant and on the source household and community“ beschreibt (Rigg 2007: 175). Diese 14 „*lines of influence*“ zielen darauf ab, den breiten sozialen, politischen und wirtschaftlichen Kontext der Migration zu begreifen, um diese Vielzahl an Einflussfaktoren in das Verständnis der Beziehung zwischen Migranten und *left-behind* zu integrieren. Die Liste umfasst Fragen nach den Ursachen der Migration, nach der Dynamik der Migration als Prozess, Fragen nach der Demographie der Migration und nach der Dauer der Migration sowie Fragen danach, wie es zur Migrationsentscheidung kommt (Rigg 2007: 174f.).

Die Wahrnehmung und die Darstellung von *left-behind* in der neuen Literatur ist zwar vielschichtiger und sozialkritischer, was fehlt ist jedoch eine gründliche Infragestellung des Begriffes der *left-behind* an sich. Der Begriff spiegelt die Annahme wider, dass die Migranten im Migrationsprozess und die Migrationsentscheidung betreffend eine aktive Rolle einnehmen während den „Zurückgelassenen“ als Empfängern von Remittances Passivität und strukturelle Abhängigkeit von den Migranten unterstellt wird. Polat kritisiert an dieser Hypothese, dass sie ignoriert, dass die Entscheidung der einen zu migrieren, unausweichlich mit der Entscheidung der Anderen zu bleiben verbunden ist (Polat 2008: 5; Polat 2008: 26f.). Ob die Migrationsentscheidung der Migranten auf einer gleichberechtigten Entscheidung und Einwilligung aller Familienmitglieder basiert oder ob es eine individuelle Entscheidung ist, kann nur von Fall zu Fall beantwortet werden. Wer geht und wer bleibt, ist häufig Ausdruck von Entscheidungsprozessen, die auf asymmetrischen Machtverhältnissen beruhen. Um zu erfassen ob *left-behinds* Zurückbleibende oder Zurückgelassene sind schlägt Biao eine Differenzierung entlang der Dichotomie von Freiwilligkeit und Zwang vor.

While the distinction between voluntary versus forced migration has been central theme in the migration studies, a similar distinction for the left-behind should also be recognised (Biao 2007: 183).

Davon abgesehen kann es nicht Aufgabe des *Migration-Left Behind Nexus* sein Fragen die Migrationsentscheidungen betreffend zu stellen. Schließlich haben vor allem feministische Strömungen der *New Economics of Migration* bereits in den 1980er und 1990er Jahren Entscheidungsfindungsprozesse und asymmetrische Machtstrukturen auf der Haushaltsebene beleuchtet (vgl. Chant 1991). Leider schafft es der *Migration-Left Behind Nexus* oft nicht, sich in seinen Fragestellungen von den haushaltsstrategischen Konzepten der *New Economics of Migration* abzuheben und sich als eigenständiges Theoriekonzept zu etablieren.

3 Methode

Als ich mir im Laufe der Erstellung meines Konzeptes Gedanken über die methodische Umsetzung meiner Forschung machte, bot sich das problemzentrierte Interview (PZI) an. Denn im Gegensatz zur induktiven Datenerhebung des narrativen Interviews, ist das PZI eine Kombination aus induktiven und deduktiven Analyseverfahren. Vorhandene Theorien und Konzepte werden in den Forschungsprozess integriert und gegebenenfalls modifiziert (Lamnek 2005: 364). Geht es um komplexe und vielschichtige Phänomene und Konstrukte wie Migration und Familie, ist es praktisch unmöglich, ohne jegliches theoretisches Vorverständnis in eine Erhebungsphase zu starten. Zusätzliche kristallisierten sich im Laufe meiner kontextbezogenen und migrationsspezifischen Literaturrecherche bereits Kernkategorien und Problemstellungen heraus. Die Familie und die Dialektik von sozialem Wandel und Migration im Kontext von Familie standen als Analyseeinheit im Zentrum meiner Überlegungen. Ziel sollte es sein, mit Hilfe des PZI in Erfahrung zu bringen, wie die Migranten ihre Rolle innerhalb der Familie zu Hause bewerten und wie Migration und sozialer Wandel im Herkunftskontext zusammenwirken.

3.1 Problemzentriertes Interview als Methode der Datenerhebung

Das problemzentrierte Interview, welches auf Witzel (1982) zurückgeht, ist eine Variante des narrativen Interviews. Das problemzentrierte Interview orientiert sich als Methode an den Grundprinzipien der qualitativen Forschung. Diese sind Problemzentrierung, Gegenstandsorientierung, Prozessorientierung und die Offenheit der Befragung.

Verglichen mit dem narrativen Interview ist das problemzentrierte Interview hinsichtlich der Befragungsfreiheit des Interviewers strukturierter. Das problemzentrierte Interview gilt als teilstandardisierte Befragungsmethode. Im Vorfeld der Datenerhebung wird ein Leitfaden erarbeitet. Zentrale Themenkategorien werden im Interviewleitfaden stichwortartig festgehalten und mögliche Interviewfragen werden formuliert. Dabei folgt der Leitfaden keinem festgelegten Frage-Antwort-Schema, sondern dient dem Interviewer lediglich als Orientierungsrahmen während des Interviews.

Dem Prinzip der Prozessorientierung in der qualitativen Forschung entsprechend zeigt sich häufig erst im Forschungsverlauf, welche Fragen überhaupt sinnvoll gestellt werden können und welche Themenkategorien tatsächlich Relevanz haben. Wann der Interviewer die Fragen des Leitfadens stellt, orientiert sich am Interviewverlauf. Eine Fragestellung, die am Anfang der Forschung oder einen Einzelfall betreffend relevant war, muss in einer anderen Phase der Forschung nicht zwangsläufig weiterhin von Interesse sein (Froschauer/Lueger 2009: 72ff.). Daher empfehlen Froschauer und Lueger (2009: 74), die Forschungszyklen durch wiederholte Reflexionsphasen zu verbinden.

Weiters ermöglichen nicht nur die Prozessorientierung sondern auch die Gegenstandsorientierung des PZI eine flexible, methodische Abstimmung auf die Anforderungen der Problemstellung. Witzel (1982) schlägt vor, problemzentrierte Interviews mit zusätzlichen Methoden der Datenerhebung wie mit Fallanalysen, biografischen Methoden, offenen Interviews, Inhaltsanalysen oder Gruppendiskussionen zu kombinieren.

3.2 Interviewplanung

3.2.1 Auswahl der Interviewpartner

Die Interviewpartner wurden nach bestimmten Kriterien ausgewählt. Ziel war es einerseits, hinsichtlich persönlicher Merkmale – wie Alter oder Geschlecht – und soziokultureller Faktoren – wie dem sozialen Status oder dem Bildungsstand – ein möglichst breites Sample auszuwählen. Interviewpartner unterschiedlichen Alters, Geschlechts oder sozialer Herkunft sollten verschiedene Perspektiven eröffnen. Nachdem die Soninké eine islamische Gesellschaft sind und die Frauen sich im öffentlichen Leben nur begrenzt Platz verschaffen können, hatte ich aber Angst, dass ich kaum Zugang zu Frauen als Interviewpartnerinnen haben würde. Diese Befürchtung bestätigte sich glücklicherweise nicht.

Andererseits musste die Suche nach Interviewpartnern entlang bestimmter vorab festgelegter Kriterien eingegrenzt werden. Diese Kriterien beziehen sich auf die Dauer und die Art der Migration. Da Wandel und Kontinuität von familiären und sozialen Strukturen bei den Soninké im Zentrum meiner Fragestellung stehen und das Siedlungsgebiet der Soninké ein

ländliches Gebiet zwischen Mali, Mauretanien und dem Senegal ist, handelt es sich bei der Migration der Soninké nach Frankreich um eine Land-Stadt-Migration. Ein zentrales Element meiner Forschung ist demnach, dass meine Interviewpartner aus ebendiesem Raum stammen sollten, weiterhin rege Kontakte zu ihrem Heimatdorf pflegen und regelmäßig in ihr Heimatland zurückreisen. Unerlässlich dafür ist, dass der Aufenthalt in Frankreich an einen legalen Status gekoppelt ist. Die Dauer der Abwesenheit ist als weiteres Auswahlkriterium insofern von Bedeutung, als Veränderung als dynamischer Prozess häufig erst mit einem gewissen Abstand, sei er nun emotional, physisch oder zeitlich, als solche beobachtet, erkannt und interpretiert wird bzw. werden kann. Durch die jahrelange Abwesenheit der Migranten von zu Hause werden Veränderungen bewusster wahrgenommen.

3.2.2 Kontaktaufnahme

Der Zugang zum Feld und die Kontaktaufnahme erfolgten auf zwei Wegen. Zum einen ermöglichten mir persönliche Kontakte Zugang zum Feld. Über Verwandte und Freunde, die teilweise durch ihre eigene soninkische Herkunft oder beruflich mit der soninkischen Diaspora Frankreichs in Kontakt standen, stellte ich den ersten Kontakt zu potentiellen Interviewpartnern her.

Zum anderen kontaktierte ich auch verschiedene Migrantenvereine. Dies tat ich auch im Hinblick darauf, dass das entwicklungspolitische Engagement der Migranten einen Motor für soziale Veränderungen am Herkunftsort darstellen und demnach für die Forschung einen zentralen Stellenwert haben könnte. Die ersten Interviewpartner fungierten später als Kontaktpersonen und verschafften mir Zugang zu weiteren Interviewpersonen.

Den Kontakt stellte ich telefonisch oder via E-Mail her. In einem Erstgespräch oder einer E-Mail stellte ich mich und mein Forschungsvorhaben vor. Als ich im Mai 2010 den ersten Teil meiner Interviews machte, war das Thema Polygamie in den französischen Medien sehr präsent. Die Affäre um Liès Hebbadj, einen naturalisierten Algerier, der in einer polygamen Ehe mit vier Frauen lebt, war der Auslöser für das erneute Auflodern einer brisanten öffentlichen Diskussion um den Missbrauch von Staatsbürgerschaftsrechten von eingebürgerten Franzosen. Da auch die malische Einwanderergruppe in Frankreich mit Polygamie in Verbindung gebracht wird und erneut ins Rampenlicht der Medien gerückt wurde, schien es mir wichtig, bereits beim ersten Telefongespräch oder E-Mailkontakt zu präzisieren, dass ich nicht auf der

Suche nach einem *Scoop* bin. Ich glaube, dass in Anbetracht der öffentlichen Anprangerung der Polygamie eine vorsichtige Annäherung an solch brisante Themen durchaus angebracht war.

3.3 Sample

Das empirische Datenmaterial, das dieser Arbeit zu Grunde liegt, wurde im Zeitraum zwischen Mai und August 2010 im Rahmen eines insgesamt 5-wöchigen Aufenthaltes in Paris erhoben. Insgesamt liefern 6 Einzelinterviews, ein Gruppeninterview und ein Gedächtnisprotokoll von einem Diskussionsnachmittag mit dem Verein Guidimakha Danka das Datenmaterial meiner Forschung. Das nach oben angeführten Kriterien ausgewählte Sample besteht aus 3 Interviewpartnerinnen und 6 Interviewpartnern. Sie stammen aus ländlichen Regionen in Mali, Mauretanien und dem Senegal und sind zwischen 25 und ca. 70 Jahren alt. Die kürzeste Aufenthaltsdauer in Frankreich beträgt 10 Jahre.

Moussa⁶ ist Ende 40. Er lebt seit fast 30 Jahren in Frankreich. Mit 18 ist er von seinen Eltern nach Frankreich geschickt worden um von dort aus seine Familie zu ernähren. Er wollte eigentlich weiterhin zur Schule gehen. Sein Vater ist 1967 nach Frankreich gekommen, ebenso einer seiner Brüder, aber sie sind nur wenige Jahre geblieben. Seit ihrer Rückkehr ist Moussa der einzige Migrant seiner Familie.

Moussa ist Leiter und Inhaber eines Reisebüros für Afrikareisen in einem Pariser Randbezirk. Neben seiner Arbeit engagiert sich Moussa als Präsident eines Migrantenvereines, der sich mit Problemen der Fehlernährung in Moussas Heimatdorf Lakhanguémou, widmet. Moussa ist polygam verheiratet; seine erste Frau und seine Kinder aus erster Ehe leben bei ihm in Frankreich, seine zweite Frau, die er erst vor zwei Jahren geheiratet hat, lebt in Mali. (Interview_A)

Abdou ist Anfang 30. Er ist Doktorand der Geographie und Regionalforschung an der Universität von Rouen. Er setzt sich im Rahmen seiner Dissertation mit der politischen Organisation soninkischer Gesellschaften auseinander. Darüber hinaus ist er Gründer und Programmleiter

⁶ Die Namen aller Interviewpartner wurden anonymisiert und durch andere im soninkischen Sprachraum gebräuchliche Namen ersetzt.

einer Webradiostation und eines Onlinemagazines, welches sich mit tagesaktuellen politischen, sozialen, ökologischen, kulturellen und wirtschaftlichen Themen in Mauretanien, Afrika und weltweit auseinandersetzt. (Interview_B)

Gueye ist Ende 50. Er kam 1972 nach Frankreich. Bei seiner Ankunft existierte bereits ein Versorgungsnetz, auf das er sich verlassen konnte, denn seine älteren Brüder lebten bereits in Frankreich. Gueye ist der Letzte seiner Brüder, der noch in Frankreich lebt. Aber nach seiner Pensionierung wird er wie sie in sein Heimatdorf Serenaty in Mali zurückkehren.

Er lebt mit einigen anderen Verwandten in einem Wohnheim für Migranten in Saint Denis. Momentan ist er arbeitslos. Seine Familie lebt in Mali. Er ist polygam verheiratet. (Interview_C)

Awa Kamera ist Ende 60. Sie lebt erst seit 2006 wieder in Frankreich. Sie lebte bereits Anfang der 1970er Jahre ein paar Jahre mit ihrem Mann in Paris, als dieser als Diplomat in Paris arbeitete. Er ist mittlerweile pensioniert und lebt in Nouakchott, der Hauptstadt Mauretaniens, wo sie bis 2006 mit ihm lebte. Sie kam aufgrund eines Nierenversagens nach Frankreich um sich behandeln zu lassen. Die Dialyse erlaubt es ihr nicht, auch nur für einen Urlaub in ihre Heimat zurückzukehren.

Awa stammt ursprünglich aus einem kleinen Dorf in Mali, welches sie bis zum Ausbruch ihrer Krankheit regelmäßig besucht hat. Heute lebt sie mit ihrer Tochter Fatou, ihrem Schwiegersohn Assana und deren Kindern in einer Gemeindebauwohnung in einer Pariser Vorstadt. (Interview_D)

Fatou Diawara ist Mitte 30. Sie ist die Tochter von Awa Kamera. Sie lebt seit 1989 in Frankreich. Sie kam nach der Matura nach Frankreich um eine Ausbildung zu machen. Sie ist verheiratet und hat mit ihrem Mann 3 Kinder. Ursprünglich stammt sie aus Bouilly, der Heimatstadt ihres Vaters in Mauretanien. Awa ist berufstätig. (Interview_D)

Assana Diawara ist Ende 40. Er lebt seit 30 Jahren in Frankreich. Ursprünglich stammt er, genau wie seiner Frau, aus Bouilly, einer Kleinstadt in Mauretanien. In den Anfangsjahren seines Aufenthaltes lebte er in einem Wohnheim. Heute lebt er mit seiner Frau, seiner Schwiegermutter Awa Kamera und seinen Kindern in einer Gemeindebauwohnung in einer Pariser Vorstadt. Assana ist Taxiunternehmer. (Interview_D)

Marième ist Mitte 20. Sie lebt seit ihrem 6. Lebensjahr in Frankreich. Obwohl ihr Vater aus Sélibaby in Mauretanien stammt, verbrachte sie die ersten Lebensjahre bei ihrer Großmutter in Bakel, Senegal. Ihr Vater kam nach seinem Studium in Russland nach Frankreich. Im Rahmen der Grenzkonflikte zwischen Mauretanien und dem Senegal Ende der 1980er Jahre holte er dann seine Familie nach Frankreich. Marième lebt mit ihren Eltern und Geschwistern in einer Wohnung unweit von Paris. Ihr Vater ist Präsident eines Migrantenvereines zur Entwicklung von Sélibaby. Sie studiert Soziologie an der Universität Paris VII Paris Diderot. (Interview_E)

Demba ist Mitte 40. Er lebt seit dem Jahr 2000 in einem Wohnheim für Migranten in einem Pariser Randbezirk.

Er hat eine Ausbildung zum Schiffsmechaniker gemacht, konnte aber immer nur kleine Jobs ergattern. Im Jahr 2000 bekam er über seinen Vater, der bis nach seiner Pensionierung in Frankreich arbeitete, ein Visum. Im selben Monat seiner Abreise heiratete er seine Frau. Seine Frau und Kinder leben in seinem Heimatdorf in Mauretanien, in der Region Gorgol. Er ist berufstätig und engagiert sich in verschiedenen Vereinen. (Interview_F)

Cheick ist Anfang 30. Er ist in Kaédi, einer Stadt in Mauretanien aufgewachsen und zu Schule gegangen und hat dort maturiert. Von seinem Vater, der Theologie studiert hat und Imam ist, hat er die Bedeutung von Bildung und auch den Wissensdurst vermittelt bekommen. Er machte in Nouakchott seinen Magister in Zeitgeschichte und schloss als bester seines Jahrgangs ab. Er kam als Stipendiat nach Frankreich und promovierte im Jänner 2010 mit Auszeichnung an der Sorbonne. Seine Doktorarbeit schrieb er über die Gemeinschaft der Soninké im Fouta Toro. Zusätzlich ist Cheick Systemadministrator eines soninkischen Internetportals. (Interview_G)

3.4 Interviewsituation und Interviewverlauf

Die Wahl der Befragungsorte überließ ich meinen Interviewpartnern. Drei der sieben Interviews fanden am Wohnort der befragten Personen statt, eines am Arbeitsplatz, die restlichen drei Interviews fanden draußen, entweder auf der Terrasse eines Kaffeehauses oder in öffentlichen Parks, statt. Meine Interviewpartner in einem für sie natürlichen und alltäglichen Umfeld zu interviewen sollte die Interviewsituation entspannen und eine angenehme und

vertrauensvolle Gesprächsatmosphäre schaffen (Lamnek 2005: 388). Die Wahl teils öffentlich zugänglicher Orte, von Wohnheimen oder Wohnungen hatte die Nebenwirkung, dass ich häufig nicht mit der Interviewperson alleine und ungestört reden konnte, sondern dass andere Leute, beispielsweise Freunde, Verwandte oder Kunden, das Gespräch unterbrachen und sich teilweise auch selbst ins Gespräch einbrachten. Durch den hohen Lärmpegel und die Unterbrechungen litt die Qualität der Aufzeichnung. Zudem stellte die Interviewsprache Französisch weder für mich noch für die Interviewpartner die Muttersprache dar, sodass einzelne Sequenzen nur unzufriedenstellend transkribiert werden konnten. Dennoch entstanden durch die lockere und offen gestaltete Interviewsituation fruchtbare Momente, die sich auf meine Forschung positiv auswirken. Als ich zum Beispiel Awa, eine ältere Dame aus Mali interviewen wollte, traf ich in der Wohnung der Familie Kamara auch auf ihre Tochter und ihren Schwiegersohn, die sich allesamt am Gespräch beteiligten, sodass eine Gruppendiskussion und ein Austausch in mehrere Richtungen stattfanden. Diese spontane Gruppendiskussion ermöglichte mir weiters die Dynamik des Gesprächs und die Rollenverteilung innerhalb der Familie in Bezug auf die Merkmale Alter und Geschlecht zu analysieren. Ich notierte meine Beobachtungen in einem im Anschluss an das Interview erstellten Gedächtnisprotokoll.

In einem ersten Interview mit Moussa erprobte ich meine methodische Vorgangsweise. Ich stellte zunächst eine Einstiegsfrage, die einerseits offen und erzählgenerierend gestellt wurde und andererseits einen direkten Einstieg in den Forschungsgegenstand gewährleistete. Im Gegensatz zu narrativen Interviews, wo Erzählphase- und Nachfragephase getrennt werden, sind Verständnisfragen, Zurückspiegelungsfragen und Konfrontationsfragen im problemzentrierten Interview als gegenstandorientierte Elemente erwünscht. Diese bieten dem Befragten die Möglichkeit, Aussagen zu detaillieren, zu modifizieren oder gegebenenfalls zu korrigieren und dienen dem Interviewer als Interpretationshilfe (Lamnek 2005: 366). Eine Befragungsstrategie, die sich besonders im Rahmen der Diskussion von sehr intimen Themen oder Tabuthemen bewährte, waren „depersonalisierte“, allgemeine Fragen. Wenn Fragen zum sozialen Umfeld und nicht zu Selbsterlebtem gestellt wurden, dauerte der Redefluss länger an. Es entstanden Interviewsequenzen, in denen die Interviewpartner eine Situation oder ein Thema stellvertretend mit Verweis auf die Erfahrungen Anderer erörtern konnten.

Die Offenheit der Befragungstechnik im problemzentrierten Interview ermöglichte mir die Gesprächsführung, den Gesprächsablauf und die gewählte Gesprächstechnik und -taktik in

jeder Interviewsituation an die Person, die Gesprächssituation und den bisherigen Forschungsverlauf anzupassen. Anstatt mich strikt an Lehrbuchmethoden der Interviewführung zu halten, stand für mich die Wahrung einer vertrauensvollen Beziehung zu den Informanten im Vordergrund (Froschauer/Lueger 2009: 176). Letztendlich beinhaltete jedes Interview eine Methodenkombination aus themenbezogenen Interviewsequenzen, die sich durch narrative und biographische Anteile ergänzten.

Ich zeichnete die Interviews mit Hilfe eines digitalen Aufnahmegerätes auf. Die Aufzeichnung diente mir nicht nur zur Datenanalyse sondern auch zur Selbstreflexion. (Froschauer/Lueger 2009: 95) Die Selbstreflexion macht die Gesprächsdynamik zwischen Interviewer und Befragten sichtbar. Weiters ermöglicht eine selbstreflexive Analyse des aufgezeichneten Gesprächs Befragungslücken, zu flexible oder zu gelenkte Fragen, unbewusste Unterbrechungen des Gesprächspartners, Tabuisierungen, vermeintliche Rücksichtsnahmen oder Rücksichtslosigkeiten aufzudecken (Froschauer/Lueger 2009: 96).

3.5 Datenerfassung und Datenauswertung

3.5.1 Erstellung von Gedächtnisprotokollen und Kurzbiographien

Ein Medium zur Datenerfassung einerseits und ein Instrument zur Datenanalyse andererseits stellt das Gedächtnisprotokoll dar. Ein Gedächtnisprotokoll oder – wie es im Rahmen des PZI bezeichnet wird: ein Postskript – dient dazu den sozialen Kontext (Rahmenbedingungen des Interviews, Beziehungsdynamik zwischen Interviewer und Befragten, informelle Aussagen vor und nach dem Einschalten des Tonbandes) und die Stimmung der Interviewsituation (Gesprächsdynamik, Auffälligkeiten, Emotionen) festzuhalten und in die Interpretation mit einfließen zu lassen (Lueger 2010: 258; Lamnek 2005: 367). Zusätzlich notierte ich auch auffällige Reaktionen und nonverbale Äußerungen, die ich im Transkript nicht weiterhin berücksichtigt habe, zum Beispiel Räuspern, besonders leises oder lautes Reden, Betonung bestimmter Worte oder Lachen. Das Postskript beinhaltet bereits erste Interpretationshinweise und dient als Basis für weitere Befragungen. Wie der Name Postskript bereits zu erkennen gibt, erstellte ich diese jeweils im Anschluss an das Interview.

Außerdem fertigte ich von jedem meiner Interviewpartner eine Kurzbiographie mit dessen persönlichen Eckdaten an. Diese umfassen das Alter, das Geschlecht, den vor der Migration und den aktuell ausgeübten Beruf und den Familienstand der interviewten Personen. Den Familienstand betreffend hielt ich es für relevant, die Eheform, welche dem islamischen Recht entsprechend mono- oder polygam ist, zusätzlich anzuführen. Ob Frau(en) und Kinder in Frankreich leben ist weiters ein entscheidendes Kriterium hinsichtlich des Wohnverhältnisses der Interviewperson. Zusätzlich zu den persönlichen Daten fertigte ich auch Skizzen der individuellen Migrationgeschichte meiner Interviewpartner an. In der Migrationsgeschichte hielt ich das Alter zur Zeit der Emigration, die Dauer der Migration und vordergründige Migrationsmotive fest.

Das Erarbeiten biographischer Skizzen dient vor allem dazu, sich bereits in einer frühen Interpretationsphase einen Überblick über den Gesamtkontext zu verschaffen um später darauf zurückgreifen zu können.

3.5.2 Transkription

In einem nächsten Schritt übertrug ich die Interviews vollständig und wortgetreu ins französische Schriftbild. Im Vordergrund der Transkription des Datenmaterials stand die inhaltlich-thematische Ebene, daher achtete ich darauf, grammatikalische Fehler, die das Verständnis des Lesers einschränken würden, auszubessern, die Satzstrukturen dabei jedoch so gut wie möglich zu erhalten um die Aussagen nicht zu verfälschen. Unvollendete Sätze und Satzfragmente sowie kurze Denkpausen habe ich mit „...“ zu Ende geführt. Partikel wie „euh“ und „quoi“, welche in der gesprochenen Sprache inflationär und oft mehrmals in einem Satz verwendet werden, ließ ich dort, wo sie den Textfluss störten, weg. Die Namen der Interviewpersonen habe ich anonymisiert und durch andere im soninkischen Sprachraum gebräuchliche Namen ersetzt. Ortsnamen wurden jedoch als solche beibehalten um etwaige regionale Unterschiede festzuhalten.

3.5.3 Einzelanalyse und Vergleich

Auf der Grundlage der Interviewtranskriptionen erfolgte nun die Auswertung des Interviewmaterials im Rahmen von Einzelfallanalysen. Teil dieser Analyse ist die Kodierung und Kategorisierung des Datenmaterials.

Ich las zunächst die einzelnen Transkripte gründlich durch und markierte relevant erscheinende Textteile. Diese markierten Interviewpassagen stellten das Material der Einzelanalyse dar. In einem Prozess offenen Kodierens nach Flick (2010: 388ff.) zerteilte ich den Text in einzelne zusammengehörige und sinnverwandte Segmente und ordnete den Textpassagen Themen und Codes zu. Die Entwicklung fallspezifischer Codes und Themen erfolgte in zwei Schritten. Einerseits wurden bereits bei der Ausarbeitung des Interviewleitfadens – also *a priori* – Themenkategorien generiert. Diese sind insofern theoriegeleitet, als sie sich aus dem bisherigen Forschungsstand und in der Literatur diskutierten Begrifflichkeiten ableiten. So genannte „in-vivo-Codes“ – Codes, die Aussagen der Interviewpartner wiedergeben – wurden teilweise als Überschriften des empirischen Textteils übernommen. Die erste Auswertung ließ also bereits eine grobe Strukturierung der empirischen Analyse zu.

Andererseits ergaben sich aus den Interviewgesprächen zahlreiche neue Themenaspekte, die die Codes verdichteten. Alle Codes wurden für jedes Gespräch einzeln tabellarisch festgehalten und erst im Prozess des Einzelfallvergleichs zusammengeführt und gegenübergestellt, Gemeinsames und Trennendes der einzelnen Fälle herausgearbeitet.

3.6 Reflexion über die Wahrnehmung meiner Rolle als Forscherin

Zuletzt ist auch die Reflexion über meine Wahrnehmung als Forscherin ein wichtiger Bestandteil der Interpretation. Immerhin beeinflusst der Forscher, seine Positionierung im Feld und die Wahrnehmung seiner Person unwillkürlich die Forschungsergebnisse.

Wie eingangs geschildert kam ich über Umwege zu den Soninké. Was ich bis zu meinem Forschungsaufenthalt über die Soninké wusste, wusste ich aus Büchern. Dass meine eigene Vergangenheit sehr stark mit dem Volk der Soninké verbunden ist, war mir zu diesem Zeitpunkt nicht bewusst. Ich bin Halbsenegalesin, Peulh um genau zu sein. In meiner privaten Geschichte kamen die Soninké bis dahin kaum vor. Meine Cousine, die in Mauretanien aufgewachsen

ist und nun seit einigen Jahren in der Nähe von Paris lebt, ist mit einem Soninké verheiratet. Ihr Vater, mein eingetragener Onkel ist auch ein Soninké.

Als ich mit meiner Cousine über mein Diplomarbeitsthema sprach und sie bat, mir bei der Suche nach Interviewpartnern behilflich zu sein, riet sie mir, mich an meine Großcousins, die in einem *foyer* am Pariser Stadtrand leben, zu wenden. Diese könnten mir sicherlich Auskunft geben. Nachdem wie oben geschildert die Verwandtschaftsverhältnisse im afrikanischen Kontext der Großfamilien weit gefasst sind, brauchte ich einige Zeit um mir bewusst zu machen, inwiefern ich nun mit diesen *Cousins* tatsächlich verwandt bin. Wie konnten diese Leute meine Cousins sein und dennoch Soninké, wo wir doch Peuhl sind? Mir war bekannt, dass weder mein Großvater, der vor meiner Geburt verstorben ist, noch meine Großmutter aus dem Senegal stammten, wo sie ihr gemeinsames Leben verbracht und ihre Kinder großzogen hatten. Sie stammten beide aus einem Gebiet, das ich geographisch im *Pays Soninké* oder in dessen unmittelbarer Nähe vermutete.

Es stellte sich heraus, dass die Großcousins, welche ich ein paar Tage später aufsuchte, die Enkelkinder der Brüder meines Großvaters waren. Mein Großvater stammte aus einem Dorf in Guidimakha, einem Siedlungsgebiet der Soninké, wo die Familie Sow seit Jahrhunderten als Berater der Machthaber fungierte. So wurde die gedankliche Heimatreise, auf die mich meine Interviewpartner einluden, unverhofft zu einer Reise in meine eigene Vergangenheit. Gebiete, von denen ich zunächst nur in Büchern gelesen hatte, wurden mit Leben erfüllt und bekamen für mich eine emotionale Bedeutung. Diese „Entdeckung“ hat meine Recherchearbeit bereichert.

Generell glaube ich, dass meine afrikanische Herkunft besonders in der Phase der ersten Kontaktaufnahme von Vorteil war. Mein afrikanischer Name half mir, eventuelle Skepsis und Behutsamkeit der Interviewpartner meiner Forschungsarbeit gegenüber zu mildern. In afrikanischen Gesellschaften transportiert der Name die Geschichte der Familie und die Geschichte des ganzen Klans. Der Name Sow kennzeichnet mich für Senegalesen, Mauretanier oder Malier als Peulh. Er ermöglichte meinen Interviewpartnern mich sofort identifizieren und zuordnen zu können.

Außerdem erzeugte mein Interesse für die Soninké durchwegs eine positive Resonanz. Alle diejenigen, die sich auf meine Interviewanfragen zurückmeldeten sowie jene, die ich über Dritte vermittelt bekam, begrüßten mein Interesse an ihrer Gemeinschaft, hießen mich in der Gemeinschaft willkommen und versuchten mir nach bestem Wissen und Gewissen behilflich

zu sein. Manchmal war es aber eben das *Gewissen*, welches den einen oder anderen davon abhielt ihr *Wissen* mit mir zu teilen. Im Gespräch mit einem meiner Großcousins kam es zu einer interessanten Schlüsselsituation. Während unserer Unterhaltung war er stets darum bemüht, mir ein harmonisches Bild der Familie Sow und der soninkischen Gemeinschaft, als Teil derer er aufwuchs und der er sich zugehörig fühlt (obwohl er genealogisch gesehen Peulh ist), zu vermitteln. Als ich ihn über den Verbleib der Ehefrauen während der Abwesenheit der Männer fragte, gesteht er mir, dass es in der Vergangenheit zu vielen Problemen kam, wenn Männer ihrer Frauen im Rahmen der Familienzusammenführung zu sich nach Frankreich holten. „C’est malheureux à dire devant toi, mais il y a eu beaucoup de mal entente.“ (Interview_C, Gueye) Dass es ihm merklich Unbehagen bereitete, weniger schöne Facetten offen zu legen, manifestierte sich an dem defensiven Charakter, welches das Gespräch dann annahm. Er schien mich in meiner Position als Frau, als Forscherin, oder als „Europäerin“ als Bedrohung wahrgenommen zu haben. Vielleicht wollte er mir als „neues“ Mitglied der Familie auch kein schlechtes Bild vermitteln. Diese Situation veranschaulicht, wie mich meine Interviewpartner wahrgenommen haben. Meine Position lässt sich im Prinzip als zwischen In- und Outsider beschreiben.

4 Die Soninké

Bis in die 1970er Jahre kamen das *Pays Soninké* und die soninkischen Gesellschaft für Historiker und Soziologen einem schwarzen Fleck gleich. Den Grund für das mangelnde Interesse an der Erforschung dieses westafrikanischen Volkes sieht Weigel (1982: 9) in der Zerstreuung der Soninké, welche nicht nur im *Pays Soninké* sondern auch in *Fouta Tooro* (im Senegal), in Gambia, in Guinea-Bissau sowie in anderen afrikanischen und europäischen Ländern angesiedelt sind. Er beschreibt die Soninké als „ensemble imparfaitement unifié, difficile à saisir dans son ensemble [...]“. (Weigel 1982: 9)

Die Komplexität dieser Gesellschaft zu erfassen versuchten Saint-Père (1925) in den 1920er Jahren sowie Eric Pollet und Grace Winter (1971) rund ein halbes Jahrhundert später. Sowohl Saint-Pères also auch Pollet und Winters umfassende Auseinandersetzungen mit der Geschichte, der Wirtschaft und der Organisation der soninkischen Familien- und Sozialstruktur in den Regionen Guidimakha (Guidimaxa) und Dyahunu (Jaafunu) dienen bis heute als wichtigste Referenzwerke. Die Analyse der politischen und sozialen Hierarchisierung der soninkischen Gesellschaft, den Verwandtschaftsverhältnissen, den Wertesystemen und den Verhaltenskodices der Soninké liegt meinen nachfolgenden Ausführungen zu Grunde.

Ein weiteres Standardwerk, welches sich mit der Gesellschaft und der Migrationsgeschichte der Soninké auseinandersetzt, ist Adrian Adams „Le long voyage des gens du Fleuve“ (1977). Sowohl Pollet und Winters als auch Adams Analysen stammen aus den 1970er Jahren. Die am Anfang der 1960er einsetzende Migration der Soninké nach Frankreich führte zwar zu einem explosionsartigen Anstieg an Publikationen, die sich mit den Wanderungsbewegungen der Soninké auseinandersetzten, jedoch wie diese Gesellschaft in ihrem Herkunftskontext funktioniert und agiert wurde in der aktuelleren Literatur nur mit Verweis auf Pollet und Winter oder oberflächlich erwähnt.

Einzig Christophe Daum (1998) und kürzlich Elodie Razy (2007) setzen sich kritisch mit Pollet und Winters Analysen auseinander, setzten deren Ergebnisse in einen aktuelleren Kontext und gaben mir neue Anreize für mein Forschungsvorhaben.

Basierend auf Pollet und Winter sowie Saint-Père sollen nachfolgende Ausführungen über das Konzept des *kā*, als Equivalent zur Großfamilie und als Kernanalysekategorie meines Forschungsvorhabens, ein Bild vom „*Status quo*“⁷ der soninkischen Familie zu Beginn der 1970er Jahre zeichnen. Dass die letzten detaillierten Forschungen vergleichsweise lange zurückliegen, hat für meine Forschung den Vorteil, dass sie noch vor der großen Emigrationswelle nach Frankreich entstanden, und damit den Vergleich zwischen familiären Strukturen heute und damals erleichtern. Ein historischer Abriss zur Entstehungsgeschichte der geographischen Verortung der Soninké und ein Skizze ihrer Sozialstruktur geben den Darstellungen einen Rahmen.

4.1 Das Pays Soninké und dessen Entstehungsgeschichte

Der geschichtliche Ursprung der Soninké geht angeblich bis auf das Reich Wagadu, das von arabischen Reisenden als historisches Reich Gâna bezeichnet wurde, zurück. Stimmen auch Gebietsbestimmungen des Reiches Wagadu, welches an der Südgrenze des Sahel lag, in keiner Weise mit denen des heutigen *Pays Soninké* überein, so gehen Historiker von der Annahme aus, dass die Dispersion der Soninké mit dem Sturz des Reiches Wagadu durch die Alomoraviden im 11. Jahrhundert seinen Lauf nahm (Adams 1977: 18f; Razy 2007: 43). Die Legende erklärt den Niedergang des Reiches Wagadu und die Vertreibung der Soninké als Folge eines Fluches der Schlange *Bida*, Symbol und Garant des Reichtums von Wagadu. Barou fasst die Legende, die von Charles Monteil (1953)⁸ erstmals verschriftlicht wurde, folgendermaßen zusammen:

Conduits par leur chef charismatique Dyabe [...], les Soninké à la recherche d'un territoire s'établirent en un pays dominé par un serpent nommé Bida. Ils établirent avec celui-ci une alliance qui voulait que, chaque année, pour la fête de la Tabaski, on offrit en sacri-

⁷ Auch wenn in folgendem Abschnitt über *die* soninkische Familie oder Gesellschaft als statische Einheit gesprochen wird, sei darauf hingewiesen, dass zum einen von Region zu Region unterschiedliche Ausprägungen der familiären Organisation oder der agrarwirtschaftliche Arbeitsteilung auftreten. Zum anderen sind sowohl Gesellschaft als auch Familie dynamische Konzepte. Ebendieses Wechselspiel zwischen Wandel und Kontinuität bildet den Kern meines Forschungsvorhabens.

⁸ Monteil, Charles (1953): La légende du Wagdu et l'origine des Soninké. In: *Mélanges ethnologiques*. Dakar: Bulletin de l'Institut Français de l'Afrique Noir 33,360-408.

fice au serpent la plus belle vierge du pays, en échange de quoi celui-ci engageait à faire tomber sur le pays une pluie abondante de paillettes d'or. Or, une année, le fiancé de la jeune fille promise en sacrifice à Bida résolut de tuer celui-ci pour délivrer sa bien-aimée. Lors du sacrifice, alors que tout le peuple était rassemblé autour du puits d'où le serpent devait sortir pour s'emparer de la victime, le jeune homme lança son cheval sur Bida, et lui trancha la tête d'un coup de sabre. La tête du serpent s'éleva alors dans les airs tandis qu'une voix disait: „Ma mort sera la cause de tous les malheurs que vous avez pas connus jusqu'à là. A partir d'aujourd'hui, pendant sept ans, sept mois et sept jours, il ne tombera pas une seule goutte de pluie sur Wagadu. (Barou 1977: 23)

Die Austrocknung der ehemals so nährreichen Böden, die dem Reich Wagadu eine bedeutende Handelsposition im mittelalterlichen Transsaharahandel verschafften, soll der Legende nach Auslöser der soninkischen Dispersion gewesen sein. Auf der Suche nach neuen fruchtbaren Böden wanderten sie westwärts.

Laut Manchuelle (1997: 9f.), lebten in den 1970ern zwischen 200.000 und 300.000, laut Barou 500.000 Soninké in einem Siedlungsgebiet welches zwischen Mali (in den Gebieten um Kayes, Yélimané, Nioro und Goumbou Nara), Mauretanien (rund um Sélibaby) und dem Senegal (in und um Bakel und Matam) liegt, sich rund 800 km im Westen entlang der Ufer des Senegalflusses erstreckt und dann entlang der Nordgrenze Malis weiter verläuft (Trauner 2001: 17; Barou 1977: 23). Parallel zu den von der kolonialen Administration eingeführten Gebietseinteilungen in Regionen oder so genannte „cercles“ (beispielsweise den cercle de Kayes, oder den cercle de Yélimané), existiert das Pays Soninké, dessen interne Demarkationslinien durch den Grenzverlauf früherer Königreiche oder vorkolonialer politischer Entitäten definiert ist. Unabhängig von ihrer Einbettung in einen breiteren, gemeinsamen geschichtlichen Rahmen, ist jedes dieser alten Königreiche in seiner sozialen Organisation und seine kulturellen Werte betreffend einzigartig. Die Erinnerung an die Abstammung von einem bestimmten Königreich bildet den sozialen Referenzrahmen eines Soninké und ist ein anerkanntes und herkömmliches Unterscheidungs- und Klassifikationsmerkmal. Wenn also einer meiner Interviewpartner von Guidimakha (oder Guidimaxa), Gajaaga oder Jaafunu (Dyahunu) sprach, dann bezeichnet das nicht einfach einen Ort, sondern transportiert auch das Bewusstsein über seine eigene Geschichte und der Geschichte seiner Vorfahren (Razy 2007: 43ff.; Pollet/Winter 1971: 349).

4.2 Die soziale Organisation soninkischer Gesellschaft

In Westafrika gibt es kaum noch eine Gesellschaft, die eine so strikte soziale Hierarchisierung aufweist wie die der Soninké. Alle sozialen Beziehungen unterliegen den Prinzipien der Dominanz des Einen gegenüber dem Anderen. Welche Position und welche Rolle ein Soninké innerhalb der Gesellschaft innehat, ist durch drei Kriterien bestimmt: das Alter, das Geschlecht und den soziale Status. Die Gesellschaft ist in sogenannten Kasten organisiert. Die Zugehörigkeit zu einer Kaste bestimmt über den sozialen Status, den ein Soninké innerhalb seiner Gesellschaft hat. Der soziale Status ist durch die Zugehörigkeit zu einer Kaste von Geburt an festgelegt. Das Verhalten jedes Gemeinschaftsmitgliedes ist durch den *dambe*, „la façon d’être et de faire qui convient à son rang“, bestimmt. Dies bedeutet auch, dass weder die Partnerwahl noch die Berufswahl dem Zufall überlassen bleibt. Eine soziale Aufwärtsmobilität, die das Aufsteigen in eine andere Kaste ermöglicht, ist nicht gewährleistet. Diese inhärente Ungleichheit der Mitglieder dieses Systems spiegelt sich auf allen Ebenen der sozialen Interaktion wieder (Wagué 1999: 3f.).

Eines der bedeutendsten Klassifizierungs- und Hierarchisierungsmerkmale ist die Unterscheidung zwischen denjenigen Mitgliedern der Gesellschaft, welche frei sind (*hooro* und *ñaxamalo*) und denen, welche zur Klasse der Sklaven und Knechte gezählt werden (*komo*). Innerhalb der Klassen gibt es wiederum die Unterteilung in drei Kasten.

Die *hooro* bilden die oberste Gesellschaftsschicht. In der französischen Literatur wird von ihnen als „les nobles“, also als Adelige, gesprochen. Die *hooro* haben religiöse, politische oder militärische Ämter inne. Sie waren Aristokraten, Krieger und Marabuts.

Die *ñaxamalo* bilden die arbeitende Mittelschicht. Sie arbeiteten als Handwerker für die *hooro*, gehören aber dennoch der Klasse der Freien an. Die Kaste der *ñaxamalo* umfasst vier Unterkasten, die jeweils einer Berufsgruppe zugeordnet werden können: die Traditionalisten und die Griots, deren Funktion es hauptsächlich war, an die Geschichte, die Herkunft und die Traditionen der „Clans cheffaux“ zu erinnern, und diese vor allem in Zeiten des Krieges mental zu unterstützen. Die *gãranke* (Schuster) und die *tāge* (Schmiede) übten die tatsächlichen Handwerksberufe, also das Verarbeiten von Leder oder die Herstellung von Werkzeugen für die landwirtschaftliche Produktion, aus (Pollet/Winter 1971: 215ff.; Saint-Père 1925: 20f.).

Früher hatte jede adelige Großfamilie eine Familie von Traditionalisten, Griots, Schmieden und Schneidern, die für die Familie arbeiteten und im Gegenzug durch die Großfamilie ver-

sorgt wurde. Pollet und Winter stellen jedoch fest, dass diese Form des traditionellen Arbeitsverhältnisses, wie sie zwischen „nobles“ und *nyakamala* bestanden hatte, selten geworden ist. Dies liegt daran, dass seit dem Ende der Sklaverei die finanzielle Macht der „nobles“ geschwächt ist (Pollet/Winter 1971: 220f.).

Die unterste Gesellschaftsschicht bilden die Sklaven und deren Nachfahren (*komo*). Sie machten in der vorkolonialen Zeit zwischen einem Drittel und einer Hälfte der Bevölkerung der Soninké aus. Sie arbeiteten auf den Feldern der *hooro* (Manchuelle 1997: 14f.; Razy 2007: 46f.). Es war so üblich, dass die männlichen Sklaven ausschließlich die Felder bewirtschafteten, während Sklavinnen, vorzugsweise den Frauen der Sklavenhalter bei der Kultivierung und Ernte ihres Landstücks behilflich waren oder andere Arbeiten, wie das Tragen des Wassers übernahmen. Die Sklaven hatten genaue Arbeitszeiten am Feld und ihnen wurde zur Eigenversorgung ein kleines Feld zur Verfügung gestellt (Pollet/Winter 1971: 242ff.; Meillassoux 1975: 235).

Das durch Zwang und Unterordnung bestimmte Verhältnis zwischen dem Herren und seinen Sklaven lockerte sich mit der zunehmenden örtlichen Distanz zwischen ebendiesen. Während die Sklaven üblicherweise in der Nähe ihres Herren wohnten, meist angrenzend an dessen Hof, entstanden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts regelrecht Sklavendörfer am Rande der Siedlungen ihrer Herren (Meillassoux 1975: 226; Meillassoux 1975: 245).

Auch wenn es, was das Ausmaß der Sklavenarbeit betrifft, kaum Informationen gibt und dieses von Region zu Region unterschiedlich ist, kann definitiv gesagt werden, dass der wirtschaftliche Nutzen, der aus der Sklavenarbeit entstand und der Mehrwert, den der Sklavenhalter erwirtschaften konnte, bedeutend war und die Subsistenz bei weitem übertraf (Pollet/Winter 1971: 239).

Obwohl die malische Regierung die Einteilung der soninkischen Gesellschaft in unterschiedliche Kasten und die Hierarchisierung ebendieser aufgehoben hat und somit auch die Sklaven als soziale Kategorie nicht mehr existieren, bestätigt Meillassoux (1975: 247) in der Mitte der 1970er Jahre, dass die Vorurteile ihnen gegenüber weiterhin gültig sind und der Sklavenstand und die Zugehörigkeit der Sklaven und ihrer Nachkommen allgemein bekannt sind.

Eine Ebene, auf der sich die Ungleichheit zwischen den Kasten bis heute manifestiert, ist die Eheschließung. Es ist nicht erlaubt jemanden von einem niedrigeren oder höheren sozialen Stand zu heiraten. Eine Eheschließung ist nur innerhalb seines eigenen Standes möglich. Es

ist bis heute undenkbar, dass eine Frau aus dem Stand der *hooro* einen *komo* heiratet (Razy 2007: 79f.).

Diese strengen Regeln, die nicht nur im *Pays Soninké* sondern über die Grenzen hinweg Anwendung finden, werden von den jungen Generationen, vor allem von der zweiten Generation Soninké, die in Frankreich aufwachsen und sozialisiert wurden, in Frage gestellt. Erschwerend bei der Partnersuche kommt hinzu, dass die Soninké eine endogame Gesellschaft sind, das heißt sie heiraten ihresgleichen. Nur selten kommt es vor, dass sie Allianzen mit Peul oder Mauren eingehen. In der Regel gilt der Grundsatz, dass zwischen Ehemann und Ehefrau ein Verwandtschaftsverhältnis besteht. Im Idealfall findet die Eheschließung zwischen Cousin und Cousine, konkret zwischen dem Sohn des Bruders der Mutter und der Tochter, statt. Dieser Brauch befindet sich heute zwar im Wandel, dennoch wird weiterhin mit Nachdruck darauf hingewiesen: „C’est le meilleur mariage!“ (Razy 2007: 80)

4.3 Die familiäre Organisation – das Konzept des *kā*

Das Konzept des *kā*, als familiäre Organisationsform der Soninké, bildet die Kernkategorie und den Ausgangspunkt meiner Analysen. Nachdem bereits im ersten Kapitel klar wurden, dass es keine zufrieden stellende und allgemeingültige Definition von Familie, die die unterschiedlichen Auffassungen von Familie vereint, geben kann, soll an dieser Stelle der *kā* als soninkisches Familienkonzept in seiner eigenen Dynamik analysiert werden.

Pollet und Winter definieren den *kā* als „unité familiale ou l’individu trouve à satisfaire ses besoins matériels et l’essentiel de ses besoins sociaux“, also eine familiäre Einheit innerhalb derer jedes Familienmitglied seine materiellen sowie sozialen Bedürfnisse befriedigen kann (Pollet/Winter 1971: 356).

Die gesellschaftliche und familiäre Organisation der Soninké ist durch das Prinzip der Patrilinearität bestimmt. Die patrilineare Abstammung bestimmt, dass „tout individu recevra automatiquement de son père les principaux éléments de son statut et notamment qu’il appartiendra au même groupe de filiation [...] que son père et le père de son père.“ (Kuyu Mwissa 2005: 25 zit. nach Panoff/Perrin 1973: 208) Das bedeutet, dass die verwandtschaftlichen Verhältnisse, der politische sowie der soziale Status eines jeden Familien- und Klanmitgliedes sich durch die väterliche Abstammung bilden. Autoritätsbeziehungen, die agrarwirtschaftliche Arbeitsteilung, der Wohnort der Kinder sowie das Erbe definieren sich über die Familie des Vaters (Pollet/Winter 1971: 349).

Der Begriff *kā* hat bei Pollet und Winter zum einen eine territoriale Dimension – sie definiert den Wohnbereich der Familie – und zum anderen eine soziale Dimension. Weigel (1982: 44ff.) fügt dem Konzept noch eine dritte Komponente hinzu, die den *kā* als Wirtschaftseinheit, als Produktions- und Konsumationseinheit, denkt.

Selon l'organisation coutumière de la société, le groupe de production et de consommation, qui réunissait outre les membres du segment de lignage, les captifs dépendants du *kāgumme*, était caractérisé par le principe de redistribution du produit entre les membres du patrilineage qui reflétait l'homologie entre l'unité de production et de consommation. (Weigel 1982: 44ff.)

Die drei Komponenten des *kā* werden zusammen gedacht und analog verwendet.

4.3.1 Der *kā* als territoriale Einheit

Die territoriale Wahrnehmung von *kā* umfasst alle Mitglieder einer Familie, welche in derselben Hausgemeinschaft wohnen. Die Zusammensetzung der Hausgemeinschaft orientiert sich an dem Prinzip der Patrilokalität (Razy 2007: 71). Der Grundsatz der Patrilokalität schreibt vor, „dass ein Ehepaar zum Vater des Ehemannes zieht.“ (Mabe 2001: 489) Ein typisches Organisationsszenario eines *kā* setzt sich aus dem Familienoberhaupt (*kāgumme*), seiner Frau oder seinen Frauen, deren ledigen Kindern, deren verheirateten Söhne und deren Frauen, den Brüdern des *kāgumme* und deren Familien zusammen. In einer polygamen Familie besteht der *kā* aus mehreren „Haushalten“. Um jeweils eine Frau und deren Kinder spannt sich ein „Haushalt“. Eine territoriale Trennung der „Haushalte“ findet nur bedingt statt, denn alle Frauen eines Mannes leben in einer gemeinsamen Hausgemeinschaft („compound“), innerhalb derer jede Frau ihren privaten Lebensraum besitzt. Manchmal kommt es vor, dass sich allein stehende Frauen dem *kā* anschließen. Bei diesen Frauen handelt es sich meist um verwitwete Frauen, welche in die patrilokale Hausgemeinschaft zurückkehren. Sie finden bei ihrem Sohn, ihrem Enkelsohn oder ihrem Bruder Unterkunft. Weigel weist auch darauf hin, dass der *kā* in seiner traditionellen Zusammensetzung nicht nur „*membres du segment de lignage*“, also Familienmitglieder, sondern auch dem Familienoberhaupt unterstellte Sklaven, sowie Marabuts, oder *nyakamalas*, welche durch ihren sozialen oder politischen Status an den *kāgumme* gebunden waren, vereint (Weigel 1982: 44; Pollet/Winter 1971: 356f.).

4.3.2 Der *kā* als soziale Einheit

Die soziale Dimension des *kā* bezeichnet die Gesamtheit – mögen sie zusammen leben oder nicht – der patrilinearen Familie (im Sinne einer patrilinearen Verwandtschaft), dessen Oberhaupt der *kāgumme*, der Chef des *kā* ist. Der *kāgumme* ist der genealogisch Älteste sowohl der Hausgemeinschaft als auch der Großfamilie, denn das älteste in der Wohngemeinschaft lebende Mitglied ist nicht notwendigerweise der genealogisch Älteste, also der *kāgumme*. Heute wird das Oberhaupt des Haushaltes meist automatisch mit *kāgumme* tituliert und die ursprüngliche Bedeutung ist in Vergessenheit geraten.

Der *kāgumme* genießt den Respekt und den Gehorsam aller Familienmitglieder des *kā*. Er repräsentiert die Familie in Beziehungen mit anderen Familien. Jedes Familienmitglied, welches eine Eheschließung, das Verlassen des Haushaltes oder den Ankauf von Vieh beschließt, ist dazu angehalten nicht nur den eigenen Vater sondern auch den *kāgumme* um Rat und Zustimmung zu bitten.

Außerdem hat der *kāgumme* eine moralische Funktion inne. Seine Aufgabe ist es, zwischen Familienmitgliedern zu vermitteln und im Falle von Streitigkeiten innerhalb der Familie als Ordnungshüter und Streitschlichter zu fungieren. Beispielsweise wendet sich eine Frau, die mit der Entscheidung ihres Mannes in die Stadt zu gehen nicht einverstanden ist, an den *kāgumme* mit der Bitte, ihren Mann zum Bleiben zu bewegen.

Wenn der *kāgumme* ein hohes Alter erreicht hat, übergibt er sein „Amt“ seinem Nachfolger (dem älteste Sohn oder dem jüngeren Bruder). Zu diesem Zweck kommt es auch häufig vor, dass der *kāgumme* seinen Nachfolger, sollte er in einem anderen Dorf oder im Ausland leben, zurückholt. Pollet und Winter stellen jedoch fest, dass die Autorität des *kāgumme* an Bedeutung und Handlungsspielraum verloren hat (Pollet/Winter 1971: 374ff.).

Die Art der Beziehungen, die die übrigen Familienmitglieder untereinander pflegen, bietet ein breites Spektrum. Im Rahmen der Dichotomie zwischen Nähe und Distanz reichen sie von Spaß und Vergnügen, Vertrautheit bis hin zu Respekt und Zurückhaltung. Gewisse Normen sollen dabei helfen, Konflikte in den Verwandtschaftsbeziehungen zu vermeiden. Beispielsweise soll der Kontakt zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn formell bleiben oder überhaupt gemieden werden, denn zwischen den beiden Parteien gibt es in der Regel Konfliktpotential.

In welchem Verhältnis Familienmitglieder zueinander stehen, ist von der Art der Verwandtschaft, vom Geschlecht und von der Zugehörigkeit zu einer Altersgeneration abhängig.

Es gibt zwei genealogische Verwandtschaftsverhältnisse: die patrilineare Verwandtschaft, die Verwandtschaft durch den Nabel („parenté par le nombril“) also die Verwandtschaft des Vaters und die matrilineare Verwandtschaft, die Verwandtschaft durch die Milch („parenté par le lait“), also durch die Mutter (Razy 2007: 72). Während die Beziehung der Kinder zu ihrer Familie mütterlicherseits meist offener und vertrauter ist, ist das Verhältnis vor allem zu den männlichen Mitgliedern der patrilinearen Familienmitglieder meist distanzierter und formeller.

Auch das Alter und die genealogische Beziehung, in der die Familienmitglieder zueinander stehen, geben die Nähe und die Art der Beziehung vor, die zwei Familienmitglieder unterhalten. Wie stark das Alter und die Zugehörigkeit zu einer Altersgeneration die Beziehungen strukturiert, erkennt man alleine an der häufigen Verwendung der Begriffe „Mama“, „Papa“, „Bruder“ oder „Schwester“ für Menschen, die offensichtlich nicht in genanntem Verwandtschaftsverhältnis miteinander stehen. Es ist so üblich und ein Zeichen des Respekts und der Anerkennung, Menschen, die im selben Alter wie der Vater oder die Mutter sind, ebenso zu bezeichnen. Genauso verhält es sich mit den Brüdern und Schwestern (Ezémbe 2009: 94).

Wie bereits eingangs im Kapitel 1 erwähnt wurde, werden Verwandtschaftsbeziehungen von den Familienmitgliedern ausgehandelt und können nicht als stabil und zeitlos gelten. Normen und Grundsätze, die die Beziehungen und Verhaltensweisen zwischen Eltern und Kindern, Onkeln und Neffen und Nichten oder zwischen Geschwistern geregelt haben, befinden sich heute im Umbruch. Viele, vor allem die lokalen Autoritäten sehen die Grundpfeiler der soninkischen Gesellschaft, die auf dem Respekt und dem Gehorsam gegenüber Älteren fußt, durch die Verwestlichung der soninkischen Gesellschaft in Gefahr.

An welchen Schnittstellen verwandtschaftliche Beziehungen und normkonforme Verhaltensweisen sich auflockern, wo sie sich verfestigen und wie diese mit der Emigration aus dem Senegaltal in Verbindung stehen, soll im empirischen Teil dieser Arbeit erörtert werden.

4.3.3 Der *kā* als Wirtschaftseinheit – agrarwirtschaftliche Produktionsweisen und subsistenzwirtschaftliche Arbeitsteilung

Die Soninke sind eine subsistenzwirtschaftlich organisierte Gesellschaft. Die Basis ihrer Subsistenzwirtschaft bildet der Anbau von Hirse, Mais, Sorghum, Reis und Erdnuss. Die Sicherung des subsistenzwirtschaftlichen Anbaus ist von der jährlichen Überflutung des Senegalflusses abhängig. Fischfang und Rinderzucht bieten weitere Einkommensmöglichkeiten bzw. Subsistenzmodalitäten. Im Gegensatz zu anderen Regionen des Senegal, Malis oder Mauretaniens findet im Siedlungsgebiet der Soninké keine Cash Crop-Produktion statt (Trauner 2001: 17). Nach den Anbaumonaten betreiben die Soninké Handel. Die Jahresmenge Getreide, die zur Versorgung der Familie benötigt wird, bleibt im Speicher. Dazu kommt noch eine Notfallsreserve im Falle eines Buschfeuers oder falls die Ernte aus ökologischen Gründen nicht wie erwartet ausfallen sollte. Der Rest wird exportiert, hauptsächlich in den Senegal. Die Exportprodukte sind hauptsächlich Milch, Reis, Erdnuss, Mais, Indigo und Baumwollsaamen. Importwaren sind hauptsächlich Zucker, Salz, und Trockenfisch (Saint-Père 1925: 51).

Die subsistenzwirtschaftliche Produktion erfolgt nach einem klar strukturierten Arbeitsmodus, der alle Familienmitglieder mit einschließt. Der Arbeitstag wird vom Morgen bis zum Abend in Schichten eingeteilt. Die patrilineare Genealogie, das Alter und das Geschlecht geben der Arbeitsteilung Struktur und entscheiden darüber, wer sich wem unterzuordnen hat (Pollet/Winter 1971: 378).

Während der Vater den ganzen Tag auf seinem eigenen Feld arbeitet, arbeiten seine Söhne gestaffelt nach Alter auch auf den Feldern der Anderen, – um genau zu sein – auf den Feldern der jeweils Älteren. Am Morgen arbeiten alle gemeinsam auf dem Feld des Vaters; den Rest des Tages bewirtschaftet der Vater sein Feld alleine. Am frühen Nachmittag kultivieren alle Brüder den Acker des ältesten Bruders; am Nachmittag arbeitet jeder der Brüder auf seinem eigenen Feld. Auch die ledigen Söhne der Brüder nehmen, sobald sie im arbeitsfähigen Alter sind, an der Feldarbeit teil (Pollet/Winter 1971: 379ff.).

Auch die Verteilung der landwirtschaftlichen Erträge folgt einem gewissen Mechanismus. Eigentlich sollte der Älteste großteils für die Versorgung des *kā* aufkommen. Auf dem Acker des Ältesten wird am meisten gearbeitet, daher sollten seine Erträge auch höher sein als die

der Anderen. Inwieweit diese Theorie auch in der heutigen Praxis noch Anwendung findet, soll später geprüft werden (Pollet/Winter 1971: 397ff.).

Grundsätzlich ist anzumerken, dass jeder soninkische Mann seine Arbeit in den Dienst der Familie zu stellen hat. Das bedeutet, dass die Erträge seiner Arbeit nicht ihm alleine zustehen sondern dem „chef de famille“, der für die Redistribution der Erträge zuständig ist. Im Übrigen auch im Ausland erwirtschaftete Gelderträge, die in Form von Remittances zurückgeschickt werden, vom „chef de famille“ kontrolliert und verteilt.

4.3.3.1 Männerarbeit – Frauenarbeit

Nun wurde auf die Verteilung der landwirtschaftlichen Aufgaben auf die Männer des *kā* eingegangen, sodass der Eindruck entsteht, dass Frauen bei der agrarwirtschaftlichen Produktion keine Rolle oder nur eine marginale Rolle spielen und ihre ökonomische Situation abhängig von der wirtschaftlichen Tüchtigkeit ihrer Männer ist.. Entsprechend der traditionellen Rollenzuschreibungen, die die Männer im Bereich der produktiven und einkommensgenerierenden Arbeit verorten, werden Frauen mit reproduktiver und unbezahlter Arbeit in Verbindung gebracht. Ihre Hauptaufgaben liegen in der Hausarbeit und der Kinderbetreuung. Die Hausarbeit umfasst die Zubereitung der Mahlzeiten, das Stampfen des Getreides, das Wasserholen, das Wäsche waschen und die Reinigung von Haus und Hof. Weitere von Frauen ausgeführte Arbeiten sind das Färben von Stoffen mit eigens hergestelltem Indigo.

Dass sich jedoch die Aufgabengebiete von afrikanischen Frauen nicht auf das Haus und den Hof beschränken, wird gerne ignoriert. Saint Pères Beobachtungen in der Region Guidimakha weisen darauf hin, dass soninkische Frauen abseits von Hausarbeit und Kinderbetreuung, einen bedeutenden Beitrag zum Familieneinkommen leisten.

La femme sarakollé, très courageuse et travailleuse, robuste et résistante, fait montre, pendant toute la période de culture, d'une remarquable activité qu'aiguillonne sans doute l'espoir du gain.(Saint-Père 1925: 34)

Boserup (1982: 38) schätzt den Beitrag von Frauen in Bamenda im Kamerun zum Gesamteinkommen auf rund 44 Prozent. Dass Frauen für ihren eigenen Unterhalt und für den ihrer Kinder sorgen ist in vielen afrikanischen Ehen und auch bei den Soninké normal. Während sich die Ausgaben der Ehemänner häufig auf Hochzeiten, Taufen, Investitionen in die landwirtschaftlichen Produktionsmittel oder andere prestigeträchtige Anschaffungen konzentrieren,

tragen viele Frauen die Kosten für den Erhalt des Haushaltes. Die Mittel zum Einkleiden der Kinder haben beispielsweise immer die Mütter bereitgestellt (Lauras-Lecoh 1990: 488; Grosz-Ngaté 1989: 178 zit. nach Trauner 2001: 62; Boserup 1982: 38).

Dazu bekommen Ehefrauen von ihren Männern ein kleines Landstück zur Verfügung gestellt und bewirtschaften dieses nach Belieben. Nachdem die Männer auf den großen Feldern Hirse, welche als Hauptnahrungsmittel der Soninké dient, anbauen, bauen die Frauen auf ihren Landstücken vor allem Reis, Mais, Erdnuss und Indigo an. Der Reisanbau wird ausschließlich von Frauen betrieben. Alle unverheirateten Töchter helfen ihren Müttern bei der Bewirtschaftung ihres Landes. Auch wenn ihr das Land nicht gehört, über den Ertrag ihrer Ernte entscheidet die Frau allein. Ob sie den anderen Mitglieder des *kā* den Zugang zu ihrem Speicher erlaubt und sie an ihrer Ernte teilhaben lässt oder ob sie ihre Ernte auf dem lokalen Markt verkauft, bleibt ihr überlassen (Saint-Père 1925: 33; Razy 2007: 69).

Im empirischen Teil dieser Arbeit untersucht werden wie sich die familiären Strukturen verändert haben und vor allem wie sich der *kā* in seiner Funktion als soziale, wirtschaftliche oder territoriale Einheit verändert hat. Wo können Wirkungszusammenhänge zwischen innerfamiliären Transformationen und den aktuellen Wanderungsbewegungen nach Frankreich hergestellt werden?

5 „Le Soninké est un oiseau migrateur“⁹ – die Migrationsgeschichte der Soninké

„C’est mourir ou là-bas!“: So beschreibt Madame Diawara die Lebensstrategie vieler junger Soninké. Nach Frankreich zu gehen ist für viele junge Soninké *per se* ein Lebensziel. Die „*daga France*“ so lautet die gängige Eigenbezeichnung der Soninké für ihre Migranten. Übersetzt bedeutet dies ungefähr „die, die nach Frankreich gehen“ (Int_C2, Fatou). Die Migration scheint der einzige Ausweg aus der Perspektivlosigkeit zu sein, denn Arbeit, so Demba, gibt es keine. Auch jene, die die Schule abgeschlossen haben, finden keine Jobs. „On a cherché des boulots un petit peu partout mais comme il y en a pas, comme toute la majorité des jeunes africains, on déambule“ (Int_E, Demba).

Laut Quiminal (1993: 5) wanderten am Anfang der 1990er Jahre zwischen 30% und 50% der aktiven männlichen Bevölkerung aus dem Senegaltal ab. Weitaus höher, nämlich auf bis zu 70%, schätzt Hammer (Bâ 1987; Boutillier et al. 1985; Hammer 1997; Trouvé, Bessat 1982 zit. nach Hammer 1999: 264) die Migrationsrate unter jungen Männern der Senegaltalregion. Auch aktuelle Zahlen dokumentieren, dass das Phänomen der massiven Auswanderung aus den Gebieten des Senegaltals nach wie vor nicht rückläufig ist. Von ursprünglich 9 812 Einwohnern der Gemeinde Koniakry in der Kayes Region sind 4 011 Migranten (Sall 2005: 265).

Welche Motive für die massive Emigration aus dem Senegaltal ausgemacht werden können, mit welchen Migrationstrategien soninkische Migranten auf eine immer restriktivere Einwanderungspolitik reagieren und welche Formen ihre Migration annimmt, soll nachfolgend geklärt werden. Zunächst soll jedoch erörtert werden, welche wirtschaftliche und politische Ausgangssituation im Aufnahmeland Frankreich die Rahmenbedingungen für die soninkische Einwanderung schufen.

5.1 Die Migration nach Frankreich und der politische Diskurs

Die soninkische Arbeitsmigration nach Frankreich setzte in den 1950er Jahren ein. Motor ihrer Emigration waren gezielte Rekrutierungsmaßnahmen Frankreichs. Die Zeit des Wieder-

⁹ „Der Soninké ist ein Zugvogel“ (Interview_ G, Cheick)

aufbaus nach dem 2. Weltkrieg brachte Frankreich einen enormen wirtschaftlichen Aufschwung, der das Arbeitskräftereservoir im Inland ausschöpfte (Kane/Lericollais 1975: 183). 1945 wurde das *Office National de l'Immigration (ONI)* gegründet, welches zum Ziel hatte, rund 1,5 Millionen Arbeitskräfte oder so genannte „Gastarbeiter“ aus dem (zunächst europäischen) Ausland anzuwerben (Trauner 2002: 6).

Die Einreise afrikanischer Migranten nach Frankreich war bis 1972 an keinerlei Restriktionen gebunden. Der Einreisende benötigte weder eine Aufenthaltsbewilligung noch eine Arbeitsbewilligung, denn die Bewohner Französisch-Westafrikas waren seit 1946 auf dem Papier „citoyens français“ (Daum 1995: 16; Traoré 1994: 64). Diese liberale Einwanderungspolitik legte den Grundstein für die Rotationsmigration (*noria*) der Soninké. Der Vater oder der älteste Sohn einer Familie, wurde nach Frankreich geschickt. Einige Jahre später wurde der Migrant entweder durch ein anderes Familienmitglied ersetzt oder der Kreis, der im Ausland befindlichen Familienmitglieder wurde erweitert. In dieser Zeit bestimmte die Arbeit den Lebensrhythmus afrikanischer Migranten, denn schließlich waren sie hergekommen um eine bestimmte Summe Geld zu verdienen und nach ein paar Jahren abgelöst zu werden.

Wurden in den 1950ern und 1960ern hauptsächlich Arbeitskräfte aus dem Süden Europas und Algerien angeworben, kam es im Rahmen des Algerienkrieges (1954-62) zu einem Engpass an unqualifizierter, billiger Arbeitskraft aus Nordafrika; die Zuwanderung aus Subsahara-Afrika erhielt eine neue Dimension (Trauner 2002: 4ff.). Während 1953 nur rund 2.000 afrikanische Migranten in Frankreich lebten, waren es zehn Jahre später bereits um das zehnfache mehr (Manchuelle 1997: 2). Die *Statistiques des étrangers* sprechen für das Jahr 1969 bereits von 55.000 Immigranten aus dem Raum Afrikas südlich der Sahara (Adams 1974: 97). Diarra geht davon aus, dass Ende der 1960er Jahre 85% der afrikanischen Einwanderer nach Frankreich ausschließlich aus dem Senegaltal stammten (Manchuelle 1997: 2); 1981 machen Senegalesen, Mauretanier und Malier nur noch weniger als die Hälfte der afrikanischen Migranten aus (Manchuelle 1997: 217).

Schließlich in den 1970er Jahren, als Frankreich mit den Folgen der Ölkrise 1973 zu kämpfen hatte, vollzog sich eine Wende von der *laissez faire*-Politik, welche Einwanderern den freien Zutritt zum französischen Arbeitsmarkt gewährleistete, zu einer restriktiven Einwanderungspolitik. 1972 wurde die Aufenthaltsgenehmigung an die Arbeitsbewilligung gekoppelt und somit der Zuwanderungsstrom erstmals reguliert; im Juli 1974 wurde dann der totale Stopp

der Zuwanderung veranlasst. Zwischen 1975 und 1981 wurden Aufenthaltsgenehmigungen nur noch „à durée limitée“ vergeben. Dieser Kurswechsel setzte der Rotationsmigration (*noria*), wie sie die Soninké bis dahin verfolgten, ein Ende und stellte die Weichen für eine zunehmend dauerhafte Einwanderung nach Frankreich.

Betrachtet man jedoch die Lebens- und Wohnsituation afrikanischer Migranten, so betonten die Rahmenbedingungen, die die französische Immigrationspolitik für ihren Aufenthalt schuf, jedoch nach wie vor ihre Rolle „Gäste“. Wobei so genannten „*foyers de travailleurs africains*“, die man für afrikanische Arbeitsmigranten schuf, dem Komfort mancher Gästezimmer noch um einiges nachstehen. Noch heute sind die *foyers* in den „cités“ der Banlieu primäre Wohnmöglichkeit für unverheiratete afrikanische Arbeitskräfte (Trauner 2001: 21f.).

Les conditions d'accueil ne sont pas plus favorables que les conditions de travail. Rien n'est prévu en ce qui concerne notamment le logement. C'est l'époque des marchands de sommeil, ou les hommes s'entassaient dans les caves, des vieilles usines désaffectées ou des hangars. Puis viens le temps des foyers pour hommes célibataires, espace précisément conçu, afin que le migrant n'ait pas la prétention de s'installer de manière durable en France. (Trauner 2005: 224 zit. nach Quiminal 1997: 21)

Im Rahmen des „regroupement familial“, der Familienzusammenführung, wurden dann ab den 1970er Jahren so genannte *HLMs* (*Habitation à loyer modéré* = Gemeindebauwohnungen) gebaut, die die Dynamik der Gettoisierung der Vorstädte zusätzlich begünstigte. Es vollzog sich mit der Einführung des „regroupement familial“ eine zunehmende Feminisierung der Einwanderung. „Integration statt Immigration“: so lautete die neue Schwerpunktsetzung in der französischen Immigrationspolitik (Daum 1995: 16).

In den 1980er Jahren verschärfte sich die Diskussion, die sich mittlerweile zu einer xenophoben Debatte um die nationale Sicherheit und den Verfall der nationalen Identität hochgeschaukelt hatte. Seit 1986 gilt nun eine obligatorische Visapflicht für Nicht-Europäer, die eine legale Einreise praktisch unmöglich gestaltet. Ihren Höhepunkt erreichten die Einwanderungsrestriktionen im Rahmen der *lois Pasqua* 1993, welche unter anderem die Heirat mit illegalen Einwanderern als „*mariages blancs*“ (Scheinehen) einstufte und als ungültig erklärte (Trauner 2002: 9f.).

Der politische und öffentliche Diskurs ist nunmehr seit fast 30 Jahren von einigen wenigen, sich wiederholenden Stichworten geprägt: „Integration statt Immigration“, „immigration zéro“, „immigration choisie et non pas immigration subie“ (Trauner 2002: 6f.).

5.2 Ursachen und Formen der soninkischen Migration

Betrachtet man die Migration der Soninké in den 1960er und 1970er Jahren, so stellt sie sich zunächst wie eine zu dieser Zeit typische Arbeitsmigration im Sinne des „Gastarbeitermodells“ dar. Im Sinne der neoklassischen „Push und Pull“-Theorien, welche davon ausgehen, dass Menschen einerseits beispielsweise durch Armut, Hunger, Arbeitslosigkeit, Mangel an Bildung oder Umweltkatastrophen aus ihrem Ursprungsgebiet weggedrängt („push“) werden, während sie andererseits von einem anderen Gebiet aufgrund von Migrationanreizen – seien dies die Aussicht auf Arbeit, höheres Einkommen, bessere Bildung oder Gesundheitsversorgung und dergleichen – angezogen („pull“) werden, warb Frankreich gezielt unqualifizierte Arbeitskräfte – hauptsächlich unverheiratete, junge Männer – für einen gewissen Zeitraum an. Obwohl das Heranziehen einzelner „Push und Pull“-Faktoren durchaus seine Berechtigung hat, liefern sie dennoch nur ein verkürztes Verständnis zur Erklärung der Migration der Soninké. Ökonomisch orientierte Migrationstheorien erklären Arbeitsmigration als Ausdruck einer Kosten-Nutzenrechnung einzelner Wirtschaftsakteure, die auf der Basis verfügbarer Informationen über Verdienst- und Kostenniveau im Zielland beschließen zu wandern. Rein wirtschaftliche Überlegungen und die Aussicht auf Einkommensverbesserung spielen zwar eine bedeutende Rolle in der Migrationsentscheidung, können jedoch nicht als einzige Erklärungsfaktoren ausreichen.

Denn wie erklärt sich der Umstand, dass trotz Armut, Lohndifferenzialen und Arbeitsmangel die meisten Menschen nicht wandern? Ein Manko ökonomischer Migrationstheorien ist, dass sie ahistorisch sind. Sie ignorieren den historischen Kontext von Migrationsbewegungen und gehen von der Annahme aus, dass „Push und Pull“-Faktoren gegeben und nicht geworden sind.

5.2.1 Historische Perspektiven auf soninkische Migration

Manchuelle (1997: 5) sucht die Erklärung für soninkische Migrationsbewegungen daher in ihrer Geschichte; nicht, wie man glauben könnte, in der Geschichte der kolonialen Herrschaft Frankreichs über Französisch-Westafrika und den damit geschaffenen wirtschaftlichen Abhängigkeits- und Dominanzverhältnissen, sondern in der Analyse der vorkolonialen kulturellen, sozialen und politischen Verwurzelung der Soninké. Er betont die Wichtigkeit, Migration nicht als ahistorisches Phänomen zu untersuchen sondern in einen Kontext zu setzen. Die

Migration der Soninké und insbesondere die Migration der Soninké nach Frankreich ist weder ein aktuelles noch ein willkürliches Phänomen (Manchuelle 1997: 7).

Im Westen vorherrschende Bilder vorkolonialer afrikanischen Gesellschaften zeichnen diese als subsistenzwirtschaftlich organisierte, autarke Entitäten. Das Bedürfnis Handel zu betreiben und dafür zu reisen sei quasi nicht da, weil die Bedürfnisse innerhalb des Haushaltes gedeckt würden (Curtin 1973: 197 zit. nach Manchuelle 1997: 7). Demnach wird der Beginn afrikanischer Arbeitsmigration mit dem Beginn der kolonialen Zwangsarbeit datiert. Sowohl Manchuelle (1997: 7) als auch Quiminal (1991: 13) halten dieser Auffassung entgegen, dass die Kolonialpräsenz der Franzosen und deren Handelsoperationen den Handel der Soninké lahm gelegt oder zumindest beschnitten haben und die Soninké so in die Subsistenzwirtschaft gedrängt haben. Tatsächlich spielten die *hooro*, die adelige Oberschicht der soninkischen Gesellschaft, eine wichtige Rolle in der vorkolonialen Handelsgeschichte des Westsudan. Aufgrund ihrer günstigen geographischen Lage fungierten sie als Zwischenhändler zwischen Berbern und Westafrikanern. Sie tauschten ihre Überschüsse an Getreide mit berberischen Völkern Nordafrikas hauptsächlich gegen Vieh und Salz. In periodischen Abständen organisierten sie Handelsexpeditionen in den Süden, um die Handelsgüter gegen Sklaven (und Gold) einzutauschen, denn nur durch die Ausbeutung der Arbeitskraft von Sklaven konnten die Soninké des Senegaltals den Handelskreislauf in Gang halten. Mit der offiziellen Abschaffung der Sklaverei 1807 wurde ein schleppender Übergang in Richtung „legitimer Handel“ losgetreten und den Soninké dadurch eine Einnahmequelle genommen. Um 1850 begann der Plantagenanbau von Erdnuss. Die Sklaverei war unrentabel geworden, musste der Sklavenherr doch den Sklaven während des ganzen Jahres erhalten, obwohl die Erdnussfelder nur während der Regenzeit bestellt werden konnten. Die Freisetzung von Sklavenjobs bildete die Grundlage für das „*navétanat*“¹⁰ der Soninké zu den Erdnussplantagen nach Gambia und in die Region Sine Saloum im Senegal. Dort bauten sie während der Regenzeit Erdnuss auf besitzerlosen Feldern, um die Ernteerträge dann an die europäischen Händler weiterzuverkaufen. Nach dem Ende der Regenzeit kehrten sie auf ihre eigenen Felder im Senegaltal zurück. Mit der Ausweitung der kolonialen Präsenz und der zunehmenden Monetarisierung des Sahelraumes durch die Einführung von Kopfsteuern erhielt die „freiwillige“ Plantagenmigration am Ende des 19. Jahrhunderts Zwangsarbeitscharakter (Daum 1995: 14; Hammer 1999: 256ff.; Manchuelle 1997: 53; Manchuelle 1997: 55f.; Kane/Lericollais 1975: 182).

¹⁰ Das Wort «navétane» stammt von nawetaan ab. Das ist Wolof und bedeutet soviel wie „der, der während der Regenzeit arbeitet“.

Die vorkoloniale Handelsgeschichte der Soninké zeigt zum einen, dass die Migration der Soninké kein modernes Phänomen ist, sondern dass die Migration im historischen Verlauf unterschiedliche Formen angenommen hat. So wurden periodische Handelsexpeditionen zunehmend von saisonaler und regionaler Plantagenmigration abgelöst.

Zum anderen zeigt die vorkoloniale Migrationsgeschichte, dass mobile Gesellschaften keine Ausnahmephänomene darstellen. Hahn und Klute (2007) gehen sogar soweit, dass sie afrikanische Gesellschaften per se als *Cultures of Migration*¹² skizzieren und Sesshaftigkeit als normatives Konzept in Frage stellen:

The normative perspective on migratory movements as the exception compared to sedentary ways of life obviously contradicts the reality of many peoples and groups, particularly on the African continent. Africans move a lot, and for various reasons. Looking at the high degree of mobility in many parts of Africa, it has been argued, we should consider mobility, and not sedentary ways of life, as African 'normality'. (Hahn, Klute 2007: 11)

Es gilt zu beachten, dass wenn von Migration als Ausnahmephänomen ausgegangen wird, Mobilität als „fact of life“ keine Berücksichtigung findet. Mobilität hat afrikanische Gesellschaften und Strukturen geformt und beeinflusst. Dabei nimmt Mobilität verschiedenste Formen an: Reisen, Entdeckungsreisen, Tourismus, Flucht, Pastoralismus, Wallfahrt, Nomadismus, und vor allem Handelsreisen. Migration ist daher nicht als Ausnahmephänomen sondern als Gesellschaften inhärente Prozesse zu untersuchen (Hahn/Klute 2007: 10).

Aus der vorkolonialen Handelsgeschichte und nicht allein aus der Geschichte der kolonialen Herrschaft Frankreichs über Französisch-Westafrika ist auch die historisch und strukturelle gewachsenen Beziehung zwischen den Soninké und Frankreich ersichtlich (Manchuelle 1997: 3). Angesichts ihrer Erfahrungen im Sklavenhandel waren die Soninké seit dem 18. Jahrhundert wertvolle Handelspartner im transatlantischen Sklavenhandel der Franzosen (Manchuelle 1997:12f.; Traoré 1994: 65). Weiters kämpften Soninké als Soldaten an der Seite der Franzosen während des zweiten Weltkriegs (Lanly 1995: 3).

¹² Dabei wird, wenn von „Migrationskulturen“ die Rede ist, „Kultur“ nicht als beständiges „set“ von Verhaltens- und Denkmustern gedacht sondern vielmehr als etwas sich ständig im Wandel befindendes, als momentanes Ergebnis von interaktiven Prozessen zwischen Menschen. (Hahn/Kute 2007:14)

5.2.2 Arbeits- und Umweltmigration im Kontext der *New Economics of Migration*

In den 1980er Jahren entstand dann die Theorie der *New Economics of Migration*. Die von Oded Stark, einem Harvard-Ökonomen, begründete Migrationstheorie zog erstmals nicht den einzelnen Migranten als wanderndes Individuum, sondern die Familie bzw. den Haushalt als Ausgangspunkt für die Migrationsentscheidung heran. Nachdem ein großer Teil der wissenschaftlichen Produktion zu den Soninké in den 1980er und 1990er Jahren entstanden ist, wurde ihre Migration oftmals in den Kontext der *New Economics of Migration* gestellt.

Die *New Economics of Migration* erklärt Migration als Teil einer Haushaltsstrategie, in der das Abwandern einzelner Haushaltmitglieder ins Ausland oder in urbane Zentren zur Diversifizierung des Haushaltseinkommens beitragen soll. Anwendung findet diese Strategie vor allem in ländlichen Haushalten, deren einkommensgenerierende¹³ Möglichkeiten sich meist auf die Feldarbeit, entweder auf den eigenen Feldern oder auf Lohnarbeit auf anderen Feldern, beschränkt (Ellis 1998: 12f.). Haushaltsstrategische Ansätze von Stark und Lucas konzeptualisieren Migration als eine Art inhärentem Risikoversicherungsvertrag zwischen der Familie und dem Migranten. Land-Stadt-Migration und Stadt-Land Remittances fungieren als Elemente einer Risikoabsicherung. Ein solches Übereinkommen basiert nicht nur auf einer geteilten Wahrnehmung der Pflichten gegenüber der Familie, sondern auch auf einem gemeinsamen wirtschaftlichen Interesse des Migranten und seiner Familie (Massey 1990: 10). Die Familie investiert zunächst in die Migration eines ihrer Mitglieder. In der ersten Zeit nach der Migration gilt der Migrant sozusagen als Versicherter während die Familie am Heimatort Versicherungsträger ist. Der Migrant ist im Aufnahmeland zunächst mit dem hohen Risiko einer prekären Jobsituation konfrontiert. Der Zugang zu gut bezahlten Arbeitsmarktsektoren ist schwer und schlecht bezahlte Jobs sind zwar leichter zugänglich, unterliegen jedoch einer größeren Markt- und Beschäftigungsfluktuation. Sobald der Migrant im Aufnahmeland Fuß

¹³ Hier ist es eventuell sinnvoller von „livelihood“, im Sinne von Lebensunterhalt, anstatt von Einkommen zu sprechen, da Einkommen sich auf ein reines Geldeinkommen bezieht, jedoch Subsistenzgüter aus der landwirtschaftlichen Produktion und Tauschhandel außer Acht lässt. „Livelihood“, Lebensunterhalt, umschließt Einkommen im Sinne von Bargeld aber auch Subsistenzgüter und Tauschhandel, aber auch soziale Institutionen, Genderverhältnisse und Eigentumsrechte, sowie Landrechte, welche einen Beitrag zum Erhalt des Lebensstandards leisten (Ellis 1998:4).

gefasst hat und er wirtschaftliche Stabilität erlangt hat, kehrt sich die Rolle um und er wird zum Versicherungsträger. Er schickt der in der Heimat verbliebenen Familie Geld und zahlt so die „Schuld(en)“ gegenüber seinen Financiers, der Familie, zurück. Für den Migranten stellen Remittances insofern auch eine Rückversicherung dar, als dass er durch die regelmäßigen Rückschickungen nicht das Erbrecht auf etwaiges Land verliert und dass er sich die Option auf das Land zurückzukehren, falls in der Stadt alle Stricke reißen, vorbehält (Ellis 1998: 16).

Auf der anderen Seite steht die Familie, welche am Land zurückgeblieben ist. Die Familie würde gerne in neue landwirtschaftliche Produktionstechnologien, doch das Risiko ist ihr zu hoch. Während keine der zwei Seiten alleine das Risiko eingegangen wäre, so bietet der Risikoaustausch in Form des Versicherungsvertrages die Möglichkeit risikoreiche Aktivitäten dennoch zu verfolgen (Stark/Lucas 1988: 467f.).

Kritikwürdig an der Theorie der *New Economics of Migration* ist einerseits, dass sie, obwohl sie in Kritik an die neoklassischen Migrationstheorien entstanden ist, sich von den rein ökonomischen Erklärungsmodellen kaum unterscheidet. Ihr Verdienst ist vor allem die Verlagerung des Fokus der Migrationsentscheidung von einer individuellen auf eine kollektive Ebene. Dabei tappt die *New Economics of Migration* aber in die Falle, dass sie den Haushalt als egalitäre soziale Einheit konstruiert, wo Entscheidungen gemeinsam und auf einer gleichberechtigten Basis aller Mitglieder gefällt werden (Chant 1991: 7). Die Migrationsentscheidung wird als “a collective decision made in the course of formulating broader strategies for family sustenance and improvement“ konzeptualisiert (vgl. Graves/Graves 1974; Lomnitz 1977; Lomnitz 1977; Deere/de Janvry 1979; Wood 1981 zit. nach Massey 1990: 9). Ein solcher Zugang hat einige Nachteile, denn, dass die soziale Einbettung und soziale Institutionen das Leben und die Entscheidungen jedes einzelnen mitbestimmen, wird außen vor gelassen. Nicht jedes Individuum oder jedes Mitglied einer Gesellschaft oder eines Haushaltes hat denselben Zugang zu Ressourcen und dieselben Rechte (Ellis 1998: 11). In afrikanischen Familien werden Ressourcen häufig weder gemeinsam verwaltet, noch von allen gemeinsam benutzt. Asymmetrische Machtverhältnisse innerhalb der Familien führen zu einer ungleichen Verteilung der Ressourcen und Entscheidungen fallen je nach der Durchsetzungskraft innerfamiliärer Interessensgruppen.

Die Migrationsentscheidung bei den Soninké basiert auf dem Prinzip der „*aînesse*“ also auf dem „Älter sein“. Es ist das zentrale Organisationsprinzip der *noria* als Migrationsstrategie

und der soninkischen Familie *per se*. Die Verantwortung für die Familie zu übernehmen, wenn der Vater in ein hohes Alter kommt, kommt immer dem ältesten Sohn zu. Das bedeutet, dass er derjenige ist, der den Vater im Ausland ersetzt bzw., dass er derjenige der Brüder (wenn mehrere Brüder im Ausland sind) ist, der heimkehren muss, wenn der Vater zu Hause sein Amt als Familienoberhaupt abtritt. Wenn ich beispielsweise meine Interviewpartner nach dem Grund ihrer Migration fragte, reichte oft die Tatsache „der Älteste zu sein“ als Grund aus. Moussa, der seine Schulbildung in Mali noch nicht abgeschlossen hatte und auch lieber weiterhin zur Schule gegangen wäre, wurde von seinen Eltern nach Frankreich geschickt, wo er zum Familienerhalter wurde. Warum? „J’étais l’aîné!“, antwortete er mir darauf. In seinem Verständnis ist dieser Umstand selbsterklärend (Int_A, Moussa).

Lang anhaltende Dürreperioden (1. große Dürre 1969-1973; 2. große Dürre 1983-1985) und fortschreitende Desertifikation konfrontierten die Soninké in den 1970er Jahren mit immer schwierigeren agrarwirtschaftlichen Anbaubedingungen und schufen ein unsicheres wirtschaftliches Klima. Gerade subsistenzwirtschaftlich organisierte Haushalte sind besonders von wirtschaftlichen und sozialen Transformationsprozessen, die durch die Industrialisierung, Modernisierung und Globalisierung losgetreten wurden, betroffen (Massey 1990: 10). Zu Beginn der 1970er Jahre erhielt die Umweltmigration aus dem Senegaltal eine neue Dimension. Gleichzeitig veränderten sich jedoch auch die Rahmenbedingungen soninkischer Migration. Der *noria* als Organisationsprinzip soninkischer Migration wurde durch den Erlass eines Einwanderungsstopps ein Ende gesetzt. Und Migranten waren auch die ersten Leidtragenden der durch die Ölkrise 1973 ausgelösten Wirtschaftskrise. Aufgrund ihres Mangels an Qualifikation waren sie als erstes von Kündigungen betroffen. Anfang der 1980er Jahre waren fast 30% der Einwanderer aus Mali, dem Senegal und Mauretanien von Arbeitslosigkeit betroffen. Die Arbeitslosenrate unter ihnen war vier Mal so hoch wie die nationale Rate in Frankreich. In dieser Zeit vollzog sich ein Wandel der Funktion von soninkischer Migration als ex-ante Strategie zur Risikominimierung hin zu einer ex-post Bewältigungsstrategie bzw. Überlebensstrategie. Es entstand bald eine bedeutende finanzielle Außenabhängigkeit der lokalen Gesellschaften von Geldrückflüssen. Quiminal (1993: 4) geht davon aus, dass die Remittances in dieser Zeit zwischen 30% und 70% des Familieneinkommens ausmachten.

5.2.3 Kettenmigration als Organisationsmoment soninkischer Migration

Ein weiterer wichtiger Anreiz für Migrationsbewegungen, der vor allem in Zeiten einer globalisierten Welt nicht außer Acht gelassen werden darf, sind im Aufnahmeland bestehende Netzwerke, welche den Grundstein für die Migration ihrer Kompatrioten legen und ihnen die Integration ins Aufnahmeland erleichtern. Pioniermigranten, Familienangehörige oder Bekannte unterstützen Neuankömmlinge bei der Wohnungs- und Arbeitssuche und motivieren Landsleute durch Erzählungen und Informationen zu Verdienstmöglichkeiten in der Zielregion und teils durch finanzielle Unterstützung zur Emigration. In diesem Zusammenhang wird von selbstreproduzierender Kettenmigration gesprochen.

In vielen Fällen von Arbeitsmigration [...] fungieren Migrantennetzwerke als Transmissionsriemen, in denen Personen, vor allem aber auch Kollektive wie Kleingruppen in Form von Haushalten und Familien teilnehmen. Bei derartigen Migrationsflüssen beobachten wir in den Hochphasen vorwiegend weder vereinzelt Handeln – beispielsweise Personen, die auf der Grundlage von Informationen aus Massenmedien wandern – noch ganz stark koordiniertes Handeln, wie wir es etwas in sozialen Bewegungsorganisationen vorfinden. Vielmehr orientieren sich potentielle Migranten an den Vorbildern von Pioniermigranten und etablieren häufig Migrantennetzwerke, in denen reziproke oder gar solidarische Hilfeleistungen ausgetauscht werden, so z.B. die Finanzierung von Reisen, der Suche von Arbeitsstellen und Wohnungen oder der Betreuung von Kindern. (Faist 2000: 34f.)

Theorien zu Kettenmigration und transnationalen Migrationsnetzwerken erklären vor allem auch, warum Wanderungen andauern, selbst wenn die ursprünglichen ökonomischen Anreize weggefallen sind. „Das Anhalten von Migrationen selbst dann, wenn es keinen Arbeitskräftebedarf im Zielland mehr gibt oder wenn Immigrationspolitik von der Rekrutierung zur Abschottung wechselt, ist in diesem Licht keine Anomalie.“ (vgl. Boyd 1989: 641f. zit. nach Parnreiter 2000: 38; Massey 1990: 68ff.)

Im Fall der Soninké bildeten sich bereits in einem sehr frühen Stadium ihrer Migration dichte Netzwerke, die bis heute Bestand haben. Die Voraussetzungen für deren Entstehung schuf unbewusst der französische Staat einerseits durch seine segmentierte Anwerbepolitik und andererseits durch seine „Integrationspolitik“. Französische Firmen warben gezielt unqualifizierte Arbeitskräfte für die Automobilindustrie zum Beispiel für Renault-Billancourt, Citroën-Aulnay oder Talbot-Poissy an, deren Standorte sich in den Pariser Vorstädten konzentrieren. (Manchuelle 1997: 1). Zusätzlich begünstigte unbewusst auch die französische „Integrations-

politik“ die regionale Konzentration – 65% der Einwanderer aus Subsahara-Afrika und 87% der Immigranten aus Mali leben in Paris und Umgebung (Barou 2002: 15) – und damit in weiterer Folge die Entstehung transnationaler Räume. Indem sogenannte „*foyers des travailleurs africains en France*“ geschaffen wurden, die in den frühen 1960ern als Notunterkünfte für alleinstehende afrikanische Arbeitsmigranten konzipiert wurden, sollte verdeutlicht werden, dass eine dauerhafte Anwesenheit afrikanischer Arbeiter auf französischem Terrain nicht erwünscht war. Im Laufe der Zeit wurden die Netzwerke der Migranten immer dichter, sodass es nicht unwahrscheinlich war, dass Migranten aus demselben Dorf oder aus derselben Familie beim gleichen Arbeitgeber angestellt waren und im selben *foyer* lebten. Afrikanische Arbeiter teilten sich Lebens- und Arbeitsraum. Im Laufe der Jahre begannen die afrikanischen Migranten ihr Leben rund um das *foyer* zu organisieren. Das *foyer* diente und dient als Veranstaltungsort diverser sozialer Events, wie zum Beispiel von Taufen, Hochzeiten, Geburtstagen oder Feiertagsfesten. Auch die ersten Entwicklungsinitiativen entstanden dort. Auch wenn mittlerweile viele Migranten und ehemalige Bewohner von *foyers* sich in privaten Wohnungen oder Gemeindewohnungen niedergelassen haben, ist das *foyer* nach wie vor ein wichtiger Treffpunkt. Besonders im Kontext von Migration und Entwicklung kommt dem *foyer* eine bedeutende Rolle zu.

5.2.4 Soziale Beweggründe soninkischer Migration

Als weiterer Migrationsgrund kann auch der Wunsch nach sozialer Autonomie ausgemacht werden.

It allowed a young man some independence in a labour management system with high level of control over the activities of individuals. Out-migration offered a chance to acquire status without withdrawing his labour permanently from the household. (De Haan et al. 2002: 46)

Die Starre der soninkischen Gesellschaftsstrukturen und die fehlende Aufwärtsmobilität fördert(e) die Abwanderung vor allem von jungen *komo*, den Nachfahren der Sklaven. Sie sahen in der Migration eine Möglichkeit, aus der sozialen Kontrolle ihres gesellschaftlichen Umfeldes auszubrechen. Bleibt nur die Frage, ob die Motivation zu wandern von der Hoffnung auf ein wirtschaftlich und sozial unabhängiges Leben in der Metropole geprägt war oder von dem

Wunsch nach sozialer Anerkennung und Statusgewinn innerhalb der eigenen Gesellschaft (Daum 1995: 14f.).

In der Emigration konnte sich der Wunsch nach sozialer Autonomie jedenfalls nicht erfüllen, denn die traditionellen hierarchischen Strukturen wurden auf das *foyer* übertragen. Es entstanden so genannte „second villages“. *Hooro*, *ñaxamalo* und *komo* teilten sich im *foyer* einen Lebensraum. Den *komo* kamen im *foyer* solche Arbeiten zu, die im Dorf meist die Frauen verrichteten. Die soziale Autonomie, die viele *komo* sich mit der Auswanderung erhofften, blieb Illusion. Außerhalb des *foyers* hatten die *komo* gegenüber den *hooro* meist aber Vorteile, denn sie sträubten sich nicht so stark wie die *hooro*, sich an die Lebensumstände in Frankreich anzupassen. Sie waren oftmals besser alphabetisiert, lernten schneller Französisch und hatten so auch bessere berufliche Aufstiegschancen. Auf die soziale Organisation des *foyers* hatte dies, laut Barou, jedoch keinen Einfluss (Barou 1977: 125).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Gründe für das Abwandern junger Soninké vielschichtig sind. Neben herkömmlichen wirtschaftlichen Migrationsfaktoren müssen historische, gesellschaftliche, ökologische, strukturelle und persönliche Faktoren bei der Betrachtung von Migration mitgedacht werden.

6 „C’est la survie“¹⁴ – Die Bedeutung von Remittances für die Herkunftsgesellschaft

Ausgehend von der eingangs aufgestellten Hypothese, dass nicht nur die Abwanderung der Soninké an sich, sondern auch das Entsenden von Remittances und das Engagement in Migrantenvereinen als Ausdruck kollektiven transnationalen Handelns der Migranten Transformationsprozesse auslösen oder beschleunigen, war Geld und Remittances ein relevantes Thema meiner Forschung. Das in der Literatur dokumentierte Ausmaß der Transferleistungen ließ darauf schließen, dass die Bedeutung der Remittances potentiell hoch ist. Alleine im Jahr 1996 werden die gesamten Remittances der rund 120 000 malischen Migranten auf rund 93 Billionen CFAF (rund 141 Mio. Euro) geschätzt¹⁵ (Gubert 2005: 46). Dennoch wollte ich in meinen Interviews das Thema Remittances nicht direkt ansprechen, da ich dem Faktor Geld keine höhere Bedeutung unterstellen wollte, als er möglicherweise im Alltag der Migranten und in den Beziehungen zwischen Migranten und *left-behind* einnimmt. Ich fragte daher nach den Verantwortungsbereichen der Migranten gegenüber ihren Familien und der Gemeinde („Quelles sont les responsabilités d’un migrant envers sa famille et la communauté villageoise?“). „Nous, nos devoirs, comme je vous ai dit, c’est les cotisations villageoises“, bekam ich von Gueye zur Antwort.

Abgesehen von Abdou und Cheickh, die beide zu Studienzwecken nach Paris gekommen sind – deren Migration daher nicht primär als Teil einer kollektiven Strategie gewertet werden kann – senden alle Befragten regelmäßig Remittances an ihre Herkunftsfamilien zurück.

Darüber hinaus engagiert sich ein Großteil von ihnen auch in Migrantenvereinen. Moussa ist Präsident eines Vereins zur Bekämpfung der Fehlernährung in seinem Heimatdorf in Mali. Assana war früher einmal Generalsekretär eines Migrantenvereins. Jetzt, wo er Familie in

¹⁴ „Es ist das Überleben.“ (Interview_ D, Awa)

¹⁵ Dabei muss jedoch berücksichtigt werden, dass mehr als die Hälfte der Rücküberweisungen malischer Migranten über informelle Kanäle, beispielsweise auf postalischem Weg oder als Geldsendungen durch Heimatreisende, getätigt werden, und daher nur unzureichend dokumentiert sind. Deshalb können offizielle Zahlen nicht mehr als Schätzungen sein (Blion und Verrière 1998 zit. nach Gubert 2005: 45).

Frankreich hat und sich selbständig gemacht hat, fehlt jedoch die Zeit, sodass er nun nur noch als normales Mitglied in die Vereinskasse einzahlt. Gueye und seine Neffen im *foyer* organisieren sich rund um eine Solidaritätskasse. Demba ist Mitglied in mehreren Migrantenvereinen, in denen er unterschiedliche Funktionen erfüllt. Marième unterstützt ihren Vater, der Sprecher eines Migrantenvereins ist, und hilft ihm bei diversen administrativen und organisatorischen Aktivitäten.

6.1 Individuelle Remittances

Gerade in ländlichen Regionen, in denen funktionierende Arbeits- und Kreditmärkte fehlen und Familien vom Boden als einzige Ressource abhängig sind, fungieren Remittances als Versicherungsstrategie, sie verstärken jedoch auch die finanzielle Außenabhängigkeit. Gubert (2000 zit. nach Gubert 2005: 46) schätzt, dass ländliche Haushalte in der Kayes Region¹⁶, die Familienmitglieder in Frankreich haben, zu über 50% durch Remittances finanziert sind. In diesem Zusammenhang spricht Quiminal von der Senegalflussregion als „économie d'autosubsistance assistée“ (Quiminal 1991: 11).

Schätzungen von 1972 gehen davon aus, dass rund 40% des Einkommens der soninkischen Migranten an ihre Familien zurückgeschickt wurden (Kane/Lericollais 1975: 184). Auf der Basis von Empfängerbefragungen schätzt Gubert (2002 zit. nach Gubert 2005: 45) die jährlichen Pro-Kopf-Remittances eines malischen Migranten der Kayes Region für das Jahr 1996 auf umgerechnet 1200 Euro. Blion und Verrière (Blion/Verrière 1998 zit. nach Gubert 2005: 45) gehen von rund 1400 Euro für malische Migranten und 1340 Euro für senegalesische Migranten aus. Gemessen an dem monatlichen Bruttomindesteinkommen (SMIC mensuel) im Jahr 1996, welches 6374,68 Francs betrug (umgerechnet ungefähr 1043 Euro), würde die Summe der Remittances also nur noch rund 10% des Jahreseinkommens eines fix angestellten Arbeiters ausmachen. Dabei muss jedoch berücksichtigt werden, dass die Bedingungen des Aufenthalts immer schwieriger werden. Der Anteil der Migranten ohne legalen Aufenthaltsstatus steigt stetig. Für diese ist es praktisch unmöglich, legal einer Beschäftigung nachzugehen und für die Familie zu Hause aufzukommen. Auch jene, die über einen legalen

¹⁶ Die Kayes Region ist eine überwiegend soninkisches Siedlungsgebiet, welches besonders stark von Emigration betroffen ist.

Aufenthaltsstatus verfügen, sind aufgrund ihrer mangelnden Qualifikation zunehmend Arbeitsmarktfluktuationen ausgesetzt. (vgl. Barou 2002)

Über das Ausmaß und die Art der Remittances-Zahlungen entscheiden unterschiedliche Faktoren.

Zunächst kann festgestellt werden, dass Remittances – entgegen der lange Zeit vorherrschenden Annahme, dass Remittances unvorhersehbare und volatile Geldströme sind – im Vergleich zu anderen Geldflüssen konstanter sind und in absoluten Zahlen gemessen kontinuierlich ansteigen. Sie sind ebenso wie andere Geldströme konjunkturabhängig. Im Gegensatz zu diesen sind sie jedoch antizyklisch, das heißt sie steigen in Zeiten der wirtschaftlichen Rezession in Empfängerländern an (Gupta/Patillo 2009: 105; Pendleton 2006: 8). Eine empirische Studie aus den Dürrejahre 1978- 1979 in Botswana zeigt auf, dass die Geldflüsse der Migranten in Krisenzeiten eine steigende Tendenz aufweisen (Stark/Lucas 1988: 476). Eine empirische Studie aus den Dürrejahre 1978- 1979 in Botswana zeigt auf, dass die Geldflüsse der Migranten in Krisenzeiten eine steigende Tendenz aufweisen (Stark/Lucas 1988: 476). Dieselbe Beobachtung macht Gubert (2005: 52) in der Senegaltalregion. Tatsächlich lässt sich für die Senegaltalregion feststellen, dass in Krisenzeiten die Geldflüsse eine steigende Tendenz aufweisen.

Das Ausmaß der Remittances und die Art und Weise der finanziellen Engagements der Migranten ist weiters von der Aufenthaltsdauer und von dem „Integrationsgrad“ der Migrationsgemeinschaft in das Aufnahmeland abhängig (Libercier/Schneider 1996: 21). Die scheinbare Analogie zwischen der Dauer der Abwesenheit und der Integration ins Aufnahmeland hat in Hinblick auf die Remittances-Zahlungen längerfristig ambivalente Effekte.

Handelt es sich beispielsweise um einen intentional temporären Aufenthalt – auch wenn sich eine Rückkehr mit der Dauer der Abwesenheit als Illusion herausstellt –, ist die Verbindung zur Herkunftsregion meist intensiver und sind Investitionen heimwärts gerichtet. Exilgemeinschaften, die das Immigrationsland ohnehin nur als vorübergehenden Lebensort empfinden, konzentrieren ihre Energien auf das Ursprungsland (Faist 2000: 24). Mit der Dauer der Abwesenheit steigt in der Regel der „Integrationsgrad“ den Aufenthaltsstatus und die Integration in den Arbeitsmarkt betreffend. Das steigende Integrationsniveau schlägt sich in höheren Löhnen nieder, die kurzfristig eine Ausweitung des Remittances-Volumens zur Folge haben. Allerdings sinkt mit der Dauer der Abwesenheit auch das Pflichtgefühl gegenüber den *left-*

behinds. Ein sinkendes Pflichtgefühl in Zusammenhang mit geringeren Transferleistungen sind besonders dann zu erwarten, wenn unmittelbare Angehörige mit ins Ausland genommen wurden. Dennoch gibt es keine eindeutigen Überweisungsmuster, die darüber Auskunft geben, ob Remittances-Sendungen mit der Dauer der Abwesenheit fallen oder steigen (Focus Migration 2006: 2).

Weiters wird auch ein Zusammenhang zwischen der Höhe der Remittances und dem Bildungsniveau hergestellt. Es wird vermutet, dass geringer qualifizierte Arbeitskräfte einen prozentual höheren Anteil ihres Einkommens zurückschicken als höher qualifizierte Migranten. Der Grund hierfür ist, dass gering qualifizierte Arbeitskräfte sich in aller Regel nur temporär im Ausland aufhalten und deshalb, wie oben aufgeführt, oft ihre gesamte Familie im Herkunftsland lassen und diese unterstützen müssen. Hochqualifizierte hingegen lassen sich eher dauerhaft zusammen mit ihren Angehörigen im Aufnahmeland nieder. Aus diesem Grund könnte erwartet werden, dass sie auch weniger rück überweisen. Andererseits könnten sie aufgrund der höheren Ausbildungskosten stärker in der Schuld ihrer Familien stehen und somit die Schuld durch höhere Rücküberweisungen begleichen wollen.“ (Focus Migration 2006: 2)

6.2 Kollektive Remittances – Migrantenvereine

Vertovec (2004: 8) macht die Möglichkeit, von transnationalen Aktivitäten zu Transformationen beizutragen, vom Ausmaß und der Intensität der Netzwerke, des Informationstransfers und der Ressourcen abhängig, die das Handeln und das Sein der Menschen fundamental beeinflussen. Ob das Handeln auf individueller Ebene zum Beispiel in Form von finanziellen Rücküberweisungen passiert oder als gemeinschaftliche Initiative, ist von der Homogenität und dem Organisationsgrad der Gemeinschaft beeinflusst. “More elaborate actions presuppose that the migration has attained a certain maturity, that the actors have the financial and organisational means needed and enjoy certain recognition at the institutional level.” (Libercier/Schneider 1996: 22)

Soninkische Exilgemeinschaften in Frankreich mussten sich schon in einem frühen Stadium ihrer Migration überlegen, wie sie ihrer finanziellen Mittel in einer – sowohl im Herkunftsland als auch im Aufnahmeland – wirtschaftlich prekären Situation effektiv nutzbar machen

könnten. Die restriktive Immigrationspolitik hat die *transnational links* zwischen den Staaten verändert. Abseits der individuellen Remittances, die direkt den Angehörigen zu Gute kommen, begannen die Soninké ihre Investitionen zu bündeln.

In diesem Kontext entstanden Ende der 1960er Jahre die ersten kollektiven Entwicklungsinitiativen in Form von Solidaritätskassen, so genannte „caisses de solidarité“ bzw. „caisses d’entraide“. Diese funktionieren wie Kleinkreditsysteme, in die ihre Mitglieder in regelmäßigen Abständen die gleiche Summe Geld einzahlen. Sie haben zwei Funktionen: Einerseits stellen sie eine Art Sozialversicherung für ihrer Mitglieder dar. Hatte einer von ihnen seinen Job verloren und konnte die Miete nicht mehr bezahlen oder kein Geld mehr nach Hause schicken, griff ihm die Solidaritätskasse unter die Arme. Andererseits reagieren die „caisses d’entraide“ auf die Bedürfnisse am Herkunftsort selbst (Trauner 2001: 192ff.). Voraussetzung dafür, dass ein solches Solidaritätssystem funktioniert, ist, dass ein gemeinsames Ziel hinter den Bemühungen steckt. Dass die Mitglieder der Solidaritätskassen bzw. die Bewohner des *foyers* meist aus demselben Dorf stammten bzw. oft sogar ein Verwandtschaftsverhältnis bestand, war dabei von Vorteil. Sie konnten sich leichter auf ein Projekt zur Unterstützung des Dorfes einigen (Daum 1995:18; Lanly 1995: 6). Weiters konnte die Solidaritätskasse als soziales Auffangnetz für die Migranten nur dann funktionieren, wenn alle Mitglieder regelmäßig ihren Zahlungsverpflichtungen nachkamen. Nicht in die Kasse einzuzahlen war praktisch unmöglich. Mangelnde Zahlungsmoral wurde zunächst durch Mahnungszahlungen sanktioniert und konnte letztlich bis zum Ausschluss aus der Gemeinschaft führen (Lanly 1995: 6).

C’est tout le monde parce que celui qui arrive pas à cotiser, on voit que les moyens lui permet (sic!) pas, on va pas trop te forcer, t’as toujours un (sic!) liste d’attente, on te dira pas paye pas mais si t’as les moyens tu payes. (Interview_C, Gueye)

Durch gezielte und gebündelte Investitionen beispielsweise in den Bau von Brunnen oder modernen Bewässerungssystemen zur Bewässerung der Felder versuchten die Migranten den Alltag der Dorfbewohner zu erleichtern und die durch ihre Abwesenheit entstandene Mehrarbeit zu kompensieren. Auch Prestigeprojekte, wie der Bau oder die Restaurierung von Moscheen, waren Projekte, die besonders am Anfang realisiert wurden. Diese Projekte waren von den Migranten jedoch nicht ganz uneigennützig gewählt worden, denn sie stärkten vor allem ihr Ansehen in der Herkunftsgemeinschaft.

Die Institutionalisierung und Formalisierung von Migranteninitiativen fand in Frankreich äußerst zeitverzögert statt. Bis in die späten 1970er Jahre wurde Entwicklung als Staatsangelegenheit betrachtet. Schließlich mit der Erweiterung der *loi de 1901* im Jahr 1981 wurde Migranten die Gründung von Vereinen ermöglicht und der Grundstein für die Professionalisierung von Entwicklungsinitiativen gelegt (Lanly 1995: 9).

Toutes les associations visent une utilisation plus rationnelle de leur épargne, un transfert des connaissances et des normes de consommation acquises par les émigrés, en somme une rentabilisation plus efficace au village de leur séjour en France. Pour ce faire elles constituent le village et non plus la famille en interlocuteur. (Quiminal 1993: 4)

Mit dem Übergang von den „caisses de solidarité“ zur Vereinsbildung in den 1980er Jahren veränderte sich auch die Rollenverteilung innerhalb der Vereine. Bis dahin hatten nämlich meist *hooro* den Vorsitz der Kassen. Die sprachlichen Kompetenzen der *komo* verschafften ihnen mehr Anerkennung und neue, breitere Kompetenzbereiche. Die soziale Schicht sowie das Alter waren nun nicht mehr die einzigen Determinanten, die die Position eines Migranten in dem Migrantenverein bestimmten. Außerdem erwies sich die Gründung von Entwicklungsinitiativen für viele *komo* als Chance zur Neupositionierung innerhalb ihrer Herkunftsgesellschaft.

Die Erweiterung der *loi de 1901* war zwar ein erster Schritt in Richtung Anerkennung von Migranten als Akteure von Entwicklungszusammenarbeit, aber erst in den 1990er Jahren, als sich auch die wissenschaftliche Produktion rund um das Thema Migration und Entwicklung verdichtete, erkannte der französische Staat das entwicklungspolitische Potenzial des langjährigen Engagements der Migranten. Die Tatsache, dass die Rücküberweisungen von Migranten die gesamten ODA-Leistungen aller OECD-Länder bei weitem übersteigen¹⁷ und dass die Migranten detaillierte Kenntnisse über die Strukturen und die Bedürfnisse vor Ort haben, führte zu der Überlegung wie diese Ressourcen kanalisiert und nachhaltig und effektiv nutzbar gemacht werden können. Die politische Antwort auf diese Überlegungen war die Idee des *co-développement*, die 1997 als Folge eines Berichts von Sami Naïr, dem Leiter der *Délégation Interministerielle au Codéveloppement et aux Flux Migratoires*, in die entwicklungs- und migrationspolitische Agenda Frankreichs aufgenommen wurde. Neben migrati-

¹⁷ 2006 betrug die Summe der über offizielle Kanäle laufenden Remittances, laut der Weltbank, 221 Milliarden US-\$, während die gesamten ODA-Mittel nur rund die Hälfte also 104 Milliarden US\$ ausmachten (Besson 2008: 13). Rücküberweisungen machen in einigen Ländern bis zu 5% des BIP aus. (Charles 2006: 13)

onspolitischen Überlegungen ist einer der Kernpunkte des *co-développement*-Programms auch die Ko-Finanzierung von Migrantenvereinen und deren Projekten (mindestens 30% Eigenmittel sind Voraussetzung) auf lokaler und regionaler Ebene. Die Politik des *co-développement* – geht von einer Win-Win-Situation sowohl für das Zielland (als Instrument zur Migrationskontrolle) wie auch für das Ursprungsland aus (Musekamp 2008: 14ff.; Charles 2006: 13).

Die öffentliche Anerkennung der Migranten als Akteure von Entwicklung verstärken jedoch auch die finanzielle und emotionale Last, die diese zu tragen haben. Denn das finanzielle Gewicht der Remittances-Zahlungen und der Infrastrukturprojekte der Migranten ist auch den jeweiligen Heimatregierungen nicht entgangen. Um die Dynamik der Beziehung zwischen den Migrantenvereinen und den Heimatregierungen zu verstehen, wohnte ich im Mai 2010 einer Diskussionsrunde des Vereins Guidmakha Danka bei. Die Verantwortlichen der Vereine trafen dort auf lokale und nationale Regierungsvertreter Malis (Bürgermeister, parlamentarischer Abgeordneter). Thema der Diskussionsrunde war die katastrophale Verkehrsanbindung der Region Guidimakha, eine Tatsache, die nicht nur die wirtschaftliche Entwicklung der Region hemmt, sondern auch den Migranten ein Dorn im Auge ist. Die Position der Vereinsvertreter lässt sich folgendermaßen zusammenfassen:

Seit nunmehr rund 4 Jahrzehnten bemühen sich die Migranten aus dem Senegaltal, mit punktuellen Investitionen in öffentliche Infrastruktur Entwicklungsprozesse in ihren Heimatdörfern anzuleiten. Libercier und Schneider (1996: 38) beziffern den durch Migrantenvereine finanzierten Anteil an der gesamten lokalen Infrastruktur in der Kayes Region mit immerhin 64%. Vom malischen Staat fühlen die Migranten sich alleine gelassen. Er scheint sich jeder Verantwortung zu entziehen. Es gibt kaum öffentliche Initiativen. In ihrer Region tragen die Migranten, NGO's und private Investoren wie beispielsweise der Handynetzanbieter Orange die Verantwortung für die Entwicklung der lokalen Infrastruktur. Obwohl sich die Migranten im Zuge ihrer Abwesenheit einige Fähigkeiten aneignen konnten und bei der Umsetzung ihrer Projekte auch anwenden konnten, so ist ihr Aktionsradius dennoch limitiert (Daum 2007: 162). Was den Straßenbau betrifft, stoßen die Migranten an ihrer Grenzen. Der Straßenbau sollte eine Angelegenheit des Staates sein. Ein Diskutant aus dem Publikum weist empört darauf hin, dass er in der kurzen Zeit im Jahr, die er auf Heimaturlaub in Mali verbringt, unnötig viel Zeit verschwendet um von A nach B zu gelangen und alle Verwandten zu besuchen. Allein für die rund 400km lange Strecke zwischen Bamako und Kayes braucht man mit dem

Zug rund 12 Stunden, mit dem Bus sind es rund 8 Stunden (Interview_C, Gueye). Tatsächlich ist der Gedanke, dass alleine die innerstaatliche Anreise ins Heimatdorf rund zwei- bis dreimal so viel Zeit in Anspruch nimmt wie der Flug von Paris nach Bamako, frustrierend.

Die Beiträge der malischen Regierungsbeamten zeigten auf, dass das Bewusstsein rund um die Problematik fehlender öffentlicher Infrastruktur, insbesondere der Verkehrswege, zwar da ist, der Staat dem Problem jedoch mit Resignation und Ohnmacht gegenübersteht. Im Bewusstsein um den finanziellen Einfluss, welche den Migranten in dieser Region zukommt, versucht der Parlamentsabgeordnete, der auf Kosten des Vereins eingeflogen wurde, die Vereinsmitglieder zu beschwichtigen, indem er sie darauf hinweist, dass die schlechte Anbindung ihrer Region keinen isolierten Fall darstellt – auch in seiner Heimatregion fehle es an befestigten Straßen. (Protokoll_A)

Um das Bild, welches die Bedeutung der Migrantenvereinen betreffend entstanden ist, zu vervollständigen und zu relativieren, soll jedoch festgehalten werden, dass nur ein kleiner Teil der gesamten finanziellen Remittances kollektive Remittances sind – Sall spricht von knapp 18% (Sall 2005: 266). Zudem zeigen aktuelle Untersuchungen Salls (2005: 265) im Gebiet von Koniakry, dass der Anteil der durch Geldtransfers finanzierten Gemeindeprojekte zwischen 1999 und 2003 nur einen Bruchteil ausmacht. Von insgesamt 20 Projekten wurde nur eines komplett von Remittances finanziert und zwar ein Gesundheitszentrum. Trotz Ko-Finanzierung und Vereinsbeiträgen, die Daum mit rund 15000 US Dollar per anno pro Verein beziffert, bleiben die Geldmittel der Migrantenvereine im Vergleich zu NGO-Mitteln dennoch relativ insignifikant (Daum 2000 zit. nach Blion 2002: 240). Die jährliche Beitragssumme variiert zwar von Verein zu Verein, wird aber von Blion auf eine durchschnittliche Summe von 200 US Dollar pro Jahr per Mitglied geschätzt (Blion 2002: 236). In Moussas Verein beträgt die jährliche Beitragssumme pro Mitglied bzw. pro Familie zwischen 300 und 700 Euro im Jahr. Bei rund 600 bis 800 Vereinsmitgliedern sind dies also mehrere hunderttausend Euro pro Jahr.

Überdies wird auch häufig kritisiert, dass die Projekte der Migranten wenig produktiv und vor allem nicht nachhaltig wären. Vor allem im ruralen Bereich werden Projekte vernachlässigt, bevor sie überhaupt einen „spill-over“- Effekt auf die Wirtschaft der Gemeinde haben, heißt es (Gubert 2005: 55).

Auch wenn keine eindeutigen Schlüsse gezogen werden können, welches finanzielle Gewicht den Migrantenvereinen im Entwicklungsprozess ihrer Heimatdörfer tragen, kommt den Migrantenvereinen eine bedeutende Rolle in der sozialen und politischen Entwicklung ihrer Heimatdörfer zu. Immerhin verschaffte ihnen die Tatsache, dass rund ein Drittel der in Frankreich registrierten Migrantenvereine (OSIM Organisations de solidarité internationale issus des migrations) Initiativen von Migranten aus dem Senegaltal sind, die Aufmerksamkeit von diversen NGO's und der französischen Regierung (Daum 2000 zit. nach Gubert 2005: 52).

Für die Zukunft stellt sich jedoch die Frage, ob die Entwicklungsinitiativen soninkischer Migranten, wie sie oben beschrieben wurden, angesichts immer restriktiver werdender Einwanderungspolitiken in den Aufnahmeländern und zunehmender sozialer Unsicherheit nicht ein Auslaufmodell darstellen. Denn mit dem Ende der Rotationsmigration in den 1970er Jahren bieten sich Migranten nur zwei Szenarien des Aufenthaltes, der permanente und der prekäre Aufenthalt, welche laut Libercier und Schneider für nachhaltige Entwicklungsinitiativen beide nicht förderlich sind. Ein Migrant mit prekärem Aufenthaltsstatus hat nicht die finanziellen noch die organisatorischen Mittel um an der nachhaltigen Entwicklung seiner Heimat teilzuhaben.

6.3 Remittances als „convention collective“¹⁸ – Motive für Transferleistungen

Geld zurückzuschicken bedeutet für die Migranten ihrer Rolle als Sohn, Bruder oder Ehemann innerhalb der Familie sowie der Gesellschaft gerecht zu werden und ihren Pflichten nachzukommen.

Pour prouver que dans la société on a un rôle, une fois qu'on se déplace, il faut qu'on puisse s'occuper des autres qui sont restés. Pas forcément la famille directe, ça peut être la tante, ça peut être ... Voilà donc c'est ça.“ (Interview_A, Moussa)

Diese Aussagen von Gueye und Moussa verdeutlichen, dass die Migrationsstrategie der Soninké auf einer – wie Demba sie nennt – „convention collective“, auf einem gemeinsamen Arrangement, basiert, dessen Selbstverständnis nicht von Remittances dissoziiert werden kann. Remittances sind ein integraler Bestandteil soninkischer Migration. Das Familienarran-

¹⁸ „Gemeinschaftliche Abmachung“ (Interview_F, Demba)

gement kann unterschiedlicher Natur sein. Die Gründe, warum Migranten Geld zurückschicken, sind oftmals komplex und nicht klar voneinander abzugrenzen. Meist treffen mehrere Gründe gleichzeitig zu.

6.3.1 Altruismus

Die Gemeinschaft der Soninké zeichnet sich durch einen hohen Grad an sozialer Organisation aus. Im Sinne von Faists Definition von transstaatlichen Kleingruppen und transstaatlichen Gemeinschaften handeln diese nach den Prinzipien von Reziprozität und Solidarität. (Faist 2000: 20ff.) Remittances sind als Ausdruck kollektiven Handelns zu verstehen.

Das ausgeprägte Verantwortungsgefühl gegenüber der Gemeinschaft lässt sich am einfachsten anhand des folgenden Sprichwortes der Asante erklären: „I am because we are, and therefore we are because I am.“ (Noble 1991 zit. nach Ezémbé 2009: 41f.) So oder so ähnlich könnte man ein afrikanisches Identitätskonzept darstellen. Es basiert auf der Interdependenz zwischen der Gruppe und dem Individuum. Das Solidaritätsempfinden der Gemeinschaft dem Einzelnen gegenüber und des Einzelnen der Gemeinschaft gegenüber macht nicht an nationalen Grenzen halt. Als Teil der soninkischen Gemeinschaft fühlen sich die Migranten für ihre Familie und dessen Wohlergehen verantwortlich. So zum Beispiel Demba:

Er lebt seit dem Jahr 2000 in einem *foyer* am Stadtrand von Paris. Nur ein paar Tage vor seiner Migration heiratete er seine Frau, mit der er heute 3 Kinder hat. Die Entscheidung ins Ausland zu gehen traf er gemeinsam mit seiner Frau. Seine Frau alleine zurückzulassen fiel ihm zwar schwer, aber er musste die Chance ergreifen, die so viele andere nicht haben. Dank seiner Auswanderung kann er seiner Pflicht nachkommen, seine Familie zu ernähren und seinen Kindern eine Schulbildung zu ermöglichen.

Vous savez que quand on vient au monde c'est comme une classe quoi: donc il y a des admis, il y a des non admis, il y a des diplômés. Donc la vie est ainsi faite. Nous aussi quand on est venu ici, on a la chance d'être là, eux aussi s'ils sont pas venu ici, c'est pas leur faute aussi. C'est pas leur faute de ne pas essayer, ils ont essayé, ils ont pas pu venir. Par contre ce qui est obligatoire chez nous, par exemple, moi, j'ai ma famille là-bas.(...) Par exemple ma femme et mes enfants, c'est une obligation de les faire vivre. Je préfère de ne pas manger aujourd'hui mais trouver le peu que j'ai pour envoyer qu'ils puissent vivre et avoir leur études normalement et pour s'épanouir. (Interview_F, Demba)

Die Tatsache, dass sich Demba für seine Familie aufopfert, ist für ihn eine Selbstverständlichkeit. Er schätzt sich glücklich, die Möglichkeit gehabt zu haben nach Frankreich kommen zu dürfen. Doch für die Familie aufkommen zu können, ist für die Migranten mit Verzicht verbunden. Die Lebenswelt afrikanischer Migranten in Frankreich kann auf drei Worte reduziert werden: „metro-boulot-dodo“, also Metro fahren-arbeiten-schlafen gehen (Trauner 2001: 23). Obwohl seine finanziellen Mittel es Demba ermöglichen würden, sich eine Einzimmerwohnung mit eigener Küche und Bad zu leisten, lebt er – wie viele seiner Kompatrioten – nach wie vor auf rund 10m² im *foyer* am Stadtrand von Paris und teilt sich Dusche, Bad und WC mit den anderen Bewohnern. Die Entscheidung in Frankreich so zu leben, wie er es tut, ist eine bewusste Entscheidung:

Je vais te donner un exemple, quand je suis venu ici, je suis un bosseur, je travaille, mais vous avez vu la chambre ce que ça fait. C'est pas parce que tout le monde veut avoir le luxe, mais ça dépend des objectifs qu'on est venu chercher ici. Moi, c'est ne pas dormir dehors, avoir un toit et économiser le maximum possible, pour pouvoir envoyer en Afrique. Le but de mon voyage c'était ça. Et si je viens ici, je vis dans le château et j'oublie....Je suis venu pour venir, c'est tout. Pour être utile à la famille d'origine c'est tout. (Interview_F, Demba).

6.3.2 Soziale Kontrolle

Die enge soziale Organisation der soninkischen Gesellschaft basiert nicht nur auf Solidarität, sondern auch auf sozialer Kontrolle. Dichte transnationale Netzwerke, die rund um die *foyers* entstanden sind, sind das wichtigste Instrument sozialer Kontrolle im Exil.

Durch die engen Netzwerke der Exilgemeinschaft und die hohe Emigrationsrate ist es nicht ungewöhnlich, dass mehrere Verwandte im selben *foyer* leben. Diese geben aufeinander Acht und unterstützen einander moralisch und finanziell in schwierigen Zeiten. Ist beispielsweise einer von ihnen gerade arbeitslos, dann schickt ein anderes Familienmitglied Geld an dessen Familie. Sobald sich die finanzielle Lage wieder entspannt, muss dieser wieder alleine seinen finanziellen Verpflichtungen der Familie gegenüber nachkommen.

C'est moi qui contribue, peut être qu'il a pas assez de moyens, par exemple moi je suis payé 1000 euro, lui il est payé 500 euro, ce que je peut faire, lui il peut pas le faire, par ce qu'on a pas les mêmes revenus. Donc, à chaque fois que j'envoie, j'envoie à notre nom, mais par les oreilles malveillantes ils vont savoir que c'est tel qui a envoyé ça. Ma femme

quand elle entends ça, elle est contente, mais par contre sa femme tu te mets à sa place, elle est pas contente, parce que son mari ...Voilà quoi normalement les bons amènent les plus mauvais avec eux. (Interview_F, Demba)

Weigert sich der Migrant seinen Zahlungsverpflichtungen nachzukommen, wird Druck auf ihn ausgeübt. Denn hellhörige Ohren oder „oreilles malveillantes“ – wie Demba sie bezeichnet – und böse Zungen verbreiten die Nachricht von seiner mangelnden Zahlungsmoral auch im Dorf. Das Risiko, ihrem Ruf zu schaden und in letzter Instanz auch von der Gemeinschaft ausgeschlossen zu werden, gehen die Migranten nicht ein.

6.3.3 Moralische Pflicht

Auch die Berufung auf den Islam als gemeinsames Wertesystem und die Funktion des Islam als Ordnungs- und Moralhüter soninkischer Gesellschaften veranlasst soninkische Migranten dazu Remittances zurückzusenden. Als Moslems ist es die moralische Pflicht eines Ehemanns, unabhängig von seinem Wohnort, seine Frau(en) und seine Kinder „mit allem Notwendigen an Nahrung, Kleidung, Wohnung und medizinischer Versorgung zu bedenken (...)“ (Breuer 1998: 34f.).

Welche Konsequenzen die Unterlassung der Unterhaltspflicht mit sich zieht, veranschaulicht Saint-Père bereits 1925:

Un homme partant en voyage doit laisser à sa femme la nourriture à laquelle elle a droit pendant toute la durée de son absence. Si son absence se prolongeait, et si les vivres laissés à sa femme étaient épuisés, et que les greniers du mari ne continssent aucune réserve, sa femme aurait le droit de rentrer chez ses parents ou de se nourrir avec le grain qui lui appartient. A son retour, le mari rembourserait à la femme la totalité de la nourriture non fournie, calculée à raison d'un moud de mil par jour pour la femme et un quart de moud par enfant âgé de moins de 13 ans. S'il refusait de s'acquitter de cette dette, il y serait contraint et la femme pourrait même obtenir le divorce en a faveur. (Saint-Père 1925: 141f.)

Verletzt der Ehemann seine Unterhaltspflicht seiner Frau und seinen Kindern gegenüber, besteht im schlimmsten Fall sogar ein Scheidungsgrund¹⁹ (Breuer 1998: 96). Darüber hinaus

¹⁹ Das islamische Recht steht Frauen zwar in der Theorie das Recht, zu sich von ihrem Ehemann scheiden zu lassen, es fehlt jedoch an Möglichkeiten dieses Recht auch wahrzunehmen. Die meisten scheuen den Weg vor

kommt die Unterlassung der Unterhaltszahlungen einem sozialen Selbstmord gleich, denn die Fähigkeit eines Mannes seine Frau und seine Kinder zu versorgen entscheidet über den Respekt, den seine Ehefrau aber auch die Gesellschaft ihm entgegenbringen.

Parce que un Soninké surtout homme – c’est pas une question de fierté- il est inconcevable pour un homme soninké, à partir du moment où il s’est déplacé, d’être pris en charge par quelqu’un d’autre, même pas par sa femme. Et il accepterait pas. Il préférerait prendre du crédit à sa femme et la nourrir [...]. (Interview_A, Moussa)

6.3.4 Rückkehrplan

Ein weiterer Grund Geld zurückzuschicken ist dann gegeben, wenn eine Rückkehr in die Heimat geplant ist. Auch wenn sich die Rückkehr von soninkischen Migranten, die teilweise jahrzehntelang in Frankreich leben, mit der Dauer der Abwesenheit zunehmend als Mythos herausstellt, ist der Plan zurückzukehren ein Charakteristikum soninkischer Migration und wesentlich für die Selbstidentifikation soninkischer Migranten(vgl. Wolbert 1995: 25ff.). Dieses bestätigt auch mein Interviewsample. Alle Befragten wollen früher oder später in die Heimat zurückkehren. Dass die Remigration ein Teil des Migrationsprozesses ist zeigt sich besonders deutlich, wenn Gueye der seit 1972 in Frankreich lebt, von seinem Leben im Ausland nach wie vor als „aventure“– als sein Abendheuer– spricht.

Wenn das dezidierte Migrationsziel die Rückkehr ist, dann ist das Zurückschicken von Geld eine Art Pensionsvorsorge. Oft steht der Rückkehrplan mit dem Anspruch auf Besitz oder auf ein Erbe in Verbindung. Hinter den Transferleistungen kann also auch ein gewisses Maß an Eigeninteresse stehen. Außerdem geht darum seinen Status innerhalb der Gemeinschaft zu erhalten und zu manifestieren, dass man trotz Abwesenheit ein Teil der Gemeinschaft ist. (Focus Migration 2006: 2).

Gericht: einerseits zumal sie häufig Analphabetinnen sind, andererseits haben sie von klein auf gelernt, sich unterzuordnen und kaum Forderungen zu stellen (Breuer 1998: 98).

6.4 „Les gens attendent tout du ciel“²⁰ - Umgang mit der Rolle als Geldgeber und Montarisierung der Beziehungen zwischen Migranten und *left-behinds*

Nachdem geklärt wurde, welche Motive hinter der Entsendung von Remittances stehen können, soll ein Einblick in den Umgang von Migranten mit ihrer Rolle als Geldgeber gegeben werden. Denn obwohl Migranten auch nach langer Abwesenheit kontinuierlich aus (einer Kombination aus) oben stehenden Gründen Geld zurücksenden, bedeutet das nicht, dass sie ihrer Rolle als gegeben hinnehmen. Die verschiedenen Positionen, die nachfolgend herausgearbeitet werden, spiegeln den inneren Zwiespalt und die komplexe Gefühlswelt der Migranten wieder. Ihre Positionen hinsichtlich ihrer Rolle als Geldgeber ist häufig eine Reaktion auf das Verhalten der Empfänger am Herkunftsort. Diese verlassen sich auf die finanzielle Unterstützung ihrer Söhne, Brüder oder Ehemänner, die im Ausland leben. Zwischen Migranten und *left-behinds* entsteht ein Spannungsverhältnis. Geld wird zu einem zentralen Bestandteil in der Beziehung zwischen *left-behinds* Migranten.

6.4.1 Unmut

Moussa regiert mit Unmut. Er lebt seit fast 30 Jahren in Frankreich. Obwohl er mittlerweile selbst Frau(en) und Kinder hat – seine erste Frau und ihrer gemeinsamen Kinder hat er im Rahmen der Familienzusammenführung nach Frankreich geholt – übernimmt er nach wie vor die Rolle als „soutien de famille“ – als Brotverdiener in seiner „Herkunftsfamilie“. Zusätzlich zu den individuellen Remittances leistet er als Vorsitzender eines Migrantenvereins auch einen kollektiven Beitrag zur Entwicklung der Dorfstrukturen seines Heimatdorfes. Sein Verein widmet sich unter anderem dem Problem der Fehlernährung. Mit der Hilfe der regelmäßigen Beiträge der Mitglieder konnten in den letzten Jahren einige essenzielle Infrastrukturprojekte, wie der Bau einer Schule, eines Gesundheitszentrums oder eines Wasserturms, umgesetzt werden. Dennoch hat er das Gefühl, dass das Engagement der Migranten in den Augen der zurückbleibenden Familien nie ausreicht.

Nous on fait, on fait, on fait, mais le jour on ne peut pas, c'est pas parce que on ne veut pas, le jour ou on ne peux pas, ils veulent pas comprendre. Donc, ça crée une animosité entre nous. En disant que „Voilà, t'as pas voulu me faire ça ...“. Bon, on comprends plus

²⁰ „Die Leute glauben, dass alles vom Himmel fällt.“ (Interview_G, Cheick)

que le fait de faire quelque chose et ne serais-ce qu'un geste, on va dire de bienfaisance, c'est pas éternelle. (Interview_A, Moussa)

Diese Aussage Moussas verdeutlicht wie stark er sich nicht nur finanziell, sondern auch emotional unter Druck gesetzt fühlt. Im Vergleich zu den anderen Interviewpartnern, die sich die finanziellen Verpflichtungen gegenüber der Herkunftsfamilie mit anderen im Exil lebenden Familienmitgliedern teilen, ist Moussa das einzige Familienmitglied, welches im Ausland lebt. Er trägt die alleinige Verantwortung und fungiert als einzige Risikoabsicherung der Herkunftsfamilie in agrarwirtschaftlich schlechten Zeiten. Außerdem weitete sich die Größe seiner Herkunftsfamilie durch die Familiengründungen seiner Brüder zusehends aus, was Moussa zusätzlich finanziell belastet.

Dass die finanzielle Situation der Migranten genauso von exogenen Faktoren wie Arbeitsmarktflektuationen leidet, wie die agrarwirtschaftliche Produktionsleistung der *left-behinds* von der Beschaffenheit der Böden und den meteorologischen Bedingungen abhängig ist, wird von den *left-behinds* jedoch nicht bedacht. Dass ein Migrant, obwohl er in Europa lebt, nicht immer die Möglichkeit hat seinen finanziellen Verpflichtungen der Familie gegenüber nachzukommen, trifft bei vielen auf Unverständnis. Im Europabild vieler Afrikaner haben Arbeitslosigkeit und Prekariat keinen Platz (Quiminal 1991: 130).

Moussas Standpunkt seine Rolle als Remittances-Entsender betreffend erklärt Faist als Nebenwirkung von Reziprozität und Solidarität.

Sie vermögen individuelle Freiheit auf unterschiedliche Art und Weise einzuschränken. Kurz sie fungieren als „saures Kapital“: Während die Norm der Reziprozität zwar tendenziell Kooperation verstärkt, kann sie andererseits auch zu Vergeltungsmaßnahmen führen.[...] Demnach stellt sich die Frage, über welche Spielräume für die Entfaltung ihrer Autonomie Personen in verschiedenen Formen transstaatlicher Räume verfügen. Und Solidarität fordert manchmal nicht nur die Energie und die Hingabe der Familienmitglieder, wenn es darum geht, eine wirtschaftliche Existenz aufzubauen; Sie kann gleichermaßen Neid auslösen und den unternehmerischen Elan bremsen, wenn Profite ständig aufgeteilt werden müssen und nicht neuen Investitionen zugeführt werden können. (Granovetter 1990 zit. nach Faist 2000: 32)

Sein Engagement als Vereinsgründer kann als Strategie gewertet werden, um dem direkten finanziellen Druck, den seine Familie im Heimatland auf ihn ausübt, zu entgehen und durch seine Arbeit auf Gemeindeebene gleichzeitig seiner Rolle innerhalb der Dorfgemeinschaft nachzukommen, seine Position zu erhalten und sein Ansehen aufzuwerten.

While most still wanted to send financial remittances to their communities, the needs of their families living with them in Europe meant a reduction in the amount sent back to their countries of origin, even when there were strong financial obligations on them to maintain the level of financial remittances. This is perhaps why some people pool their efforts through associations or informal organisations, initiating collective projects in education and health directed at their community origin. (Blion 2002: 232)

6.4.2 Misstrauen

Weiters stehen die Migranten den Remittances-Forderungen ihrer Angehörigen auch misstrauisch gegenüber. In der Vergangenheit mussten viele Migranten feststellen, dass das Geld, welches sie für die Deckung der Lebenskosten der Familie übermittelt hatten, zur Prestigebildung missbraucht wurde. Der *kāgumme*, der traditionell der Remittances-Empfänger ist, nutze das Brautgeld für eine weitere Frau oder zum Kauf etwaiger Statussymbole, wie Handys, Fernseher oder zur Ausrichtung prunkvoller Hochzeitsfeiern (Quiminal 2009: 118, Interview_D, Fatou).

Zudem nimmt Daum (2007: 161) an, dass die Familienoberhäupter hinsichtlich der Ernährungssituation der Familie oftmals übertreiben, um die finanziellen Einkünfte der Migranten zu sichern oder sogar in die Höhe zu treiben. Die Migranten gelangen so in eine zwiespältige Position. Sie haben nicht die Möglichkeit, die Darstellungen des *kāgumme* zu überprüfen, aber dennoch hinterfragen die Migranten ob die ökologische Lage der Region sich seit ihrer Abwanderung tatsächlich in dem Maße verschlechtert hat, dass die Ernte zur Subsistenz nicht mehr ausreicht.

6.4.3 Frust

Mit den Jahren mischen sich zusätzlich zu Unmut, Misstrauen und Neid auch Frust und Ohnmacht. Obwohl die Migranten seit Jahrzehnten beachtliche Geldsummen entsenden und sie auch zur Verbesserung des Lebensstandards in ihren Heimatregionen beitragen konnten, stellt sich die Frage ob ihre Remittances nachhaltiges Entwicklungspotential haben oder ob sie die Abhängigkeiten nicht zusätzlich verstärken (Cuq 1996, Deniau 1996 zit. nach Daum 2007). Die Frage nach den Effekten von Remittances auf das Haushaltseinkommen ist auch von wissenschaftlicher Aktualität. Das Ausmaß der Remittances ließe darauf schließen, dass die

Auswirkungen potenziell enorm sind. Während weitgehend Konsens darüber herrscht, dass Remittances kurzfristig einen positiven Effekt auf die Lebensqualität von Empfängerhaushalten hat, stellt sich dennoch die Frage ob individuelle und kollektive Remittances im Sinne der Projektarbeit von Migranten, einen längerfristigen und nachhaltigen Effekt auf die Herkunftsgemeinden haben.

Ob Remittances einen nachhaltigen Beitrag zu Entwicklung leisten können, ist von unterschiedlichen Faktoren abhängig. Goldring (2001) weist zunächst darauf hin, dass die verschiedenen Arten der Remittances sich verschieden auf Entwicklung auswirken. Demnach werden innerfamiliäre Remittances, die auf engen persönlichen Beziehungen basieren, tendenzielle eher zur Sicherung des Lebensunterhaltes der Familie aufgewendet. Kollektive Remittances kommen oft den Dorf(infra)strukturen zu Gute (Gubert 2005: 47). Diese Beobachtung Goldrings steht in einem engen Zusammenhang mit dem Ausgabeverhalten. Remittances, die der Familie direkt zu Gute kommen, regen allenfalls den Konsum an, sie regen jedoch selten Investitionen in Arbeitsplatz generierende oder produktive Sektoren an.

Indem Migranten, wie Moussa, Gueye, Demba oder Assana über Vereinsbeiträge „remitten“, entgehen sie nicht nur ein Stück weit dem Druck der Familien sondern behalten auch einen besseren Überblick darüber, was mit ihren Mitteln passiert. Sie können über die Mittelverwendung selbst mitentscheiden. Als Entsender von innerfamiliären Remittances haben Migranten keinen Einfluss auf das Ausgabeverhalten.

Si moi j'envoie par exemple 500 000 Francs CFA, ça fait à peu près 700 et quelques euro ici, j'aimerais que cet argent même si ça peut servir de nourriture qu' une parti s'investisse dans quelque chose qui peut aussi générer des revenus voilà, et que bon, à l'avenir, comme on dit chez moi, au lieu d'apporter du poisson chaque fois à quelqu'un il faut l'apprendre à pêcher. Bon, c'est ce qu'on aimerait bien faire, mais bon pour l'instant les générations sur place ne sont pas prêtes. (Interview_A, Moussa)

Moussa wünscht sich, dass zumindest ein Teil der individuellen Remittances investiert wird, um die Wirtschaft zu stimulieren und kritisiert die mangelnde Eigeninitiative seiner Kompatrioten. Die Kritik von Moussa an dem Fehlen von Eigeninitiative und dem Mangel an produktiven Investitionen spiegelt Ansätze der *co-développement*-Strategie von Sami Naïr wieder, der auf das Potenzial von Remittances und ihre Notwendigkeit, in produktivere und vor allem Arbeitsplatz generierende Kanäle zu fließen hinweist (Naïr 1997 zit. nach Daum

2007: 163). An Moussas Beispiel zeigt sich wie Migranten auf eine emotionale und finanzielle Belastungsprobe gestellt werden, wenn die Verantwortung für die Entwicklung ihrer Heimdörfer an sie abgetreten wird. (vgl. Mahler/Pessar 2009: 219)

6.4.4 Neid

Demba, dem ich als Remittances-Motiv Altruismus zugeordnet hatte, äußert im Verlauf des Gesprächs eine Form von Neid gegenüber den *left-behinds*. Auf meiner Frage nach den auf Remittances basierten, materiellen Veränderungen in der Herkunftsfamilie, erklärt er mir zunächst stolz, dass seine Familie bei seiner letzten Heimatreise einen Fernsehbildschirm hatte, sogar mit Satellitenanschluss, mit dem sie alle Sender empfangen kann.

Donc voilà, du coup j'ai remarqué qu'il y a des choses au point de vu technologique ou au point de vu du sens culturel, ils sont en avance par rapport aux immigrants parce que nous on est ce qu'on peut résumer „métro, boulot, dodo“. Mais eux, c'est arriver à leur loisir et tous ce qui va avec.(Interview_F, Demba)

Voilà, ils ont le temps de vivre. (...) Jeudi, vendredi, samedi, c'est la fête, entre intimités, baptêmes, mariages, soirées organisées, ça fini pas! Tout ça c'est trois jours dans la semaine, c'est la fête chez eux, mais nous qu'est ce qu'on a? (...) Moi, quand j'étais là bas moi je ne connaissais pas l'intimité. Parce qu'ils ont tout inventé. Les baptêmes leur suffisaient plus, on a inventé l'intimité pour pouvoir se regrouper et faire... voilà quoi. Ça n'existait pas à l'époque ou j'étais... même les bals poussières au village à mon époque ça n'existait pas. (Interview_F, Demba)

Die Eigeninitiative und den Innovationsgeist, die Moussa bei der lokalen Bevölkerung in Bezug auf die effiziente Nutzung der Remittances bemängelt, scheint dafür in Hinblick auf die Freizeitgestaltung umso stärker vorhanden zu sein. Der Remittances-basierte Ausbau der öffentlichen Infrastruktur und technische Neuerungen erleichtern den Alltag der lokalen Bevölkerung und reduzieren das Arbeitspensum der Männer, sodass mehr Zeit für Freizeit bleibt. Das Fernsehen ist aus dem Alltag der *left-behinds* nicht mehr wegzudenken. Demba beschreibt, wie beispielsweise die Ausstrahlung einer brasilianischen Telenovela jedes Treiben im Haus lahm legte: „Donc vraiment les séries brésil, les telenovelas ça finit pas! Et tu vois il y a une heure précise ou tout le monde, la maison c'est morte quoi, tous le monde est focalisé sur ces séries. Et moi je me suis demandé: 'Qu'est ce qui se passe?' – 'Non, c'est notre série, c'est incontournable!'“ (Interview_F, Demba)

Am Ende seiner Überlegungen fügt Demba unwillkürlich hinzu: „Et nous, qu'est ce qu'on a?“. Während sein Leben durch Verzicht bestimmt ist – nämlich durch Verzicht auf bessere Wohnverhältnisse, Verzicht auf die emotionale Nähe seiner Frau und seiner Kinder –, sein Lebensalltag durch die Arbeit bestimmt ist und sein wahres Leben in die Zukunft projiziert ist, hat seine Familie zu Hause die Zeit, ihren Freizeitbeschäftigungen nachzugehen.

7 „L'évolution est là, on l'accepte“...aber „Essayons de conserver ce qui est bien“²¹ – Zwischen Wandel und Kontinuität

Die Auswirkungen von Migration und Transnationalismus sind schwierig zu evaluieren. Besonders hinsichtlich sozialer Transformationsprozesse zum Beispiel von Identitäten, Machtbeziehungen, Gender und Status ist es schwierig eindeutige Aussagen zu treffen und einen direkten Zusammenhang mit Migration und Transnationalismus herzustellen. Dass Migration und Transnationalismus Motoren von sozialen und wirtschaftlichen Veränderungsprozessen sind, scheint in der Transnationalismusforschung jedenfalls Tatsache zu sein.

Vertovec (2004: 8) hingegen stellt die Frage „What's not transformative in migrant transnationalism?“. Er hält die Verbindung zwischen sozialem Wandel und Transnationalismus nicht für zwingend, denn die Ausweitung von Netzwerken, transnationale Aktivitäten, internationale Kommunikationsnetzwerke usw. sind zwar Formen von Transnationalismus müssen jedoch nicht nachhaltig zu sozialem und strukturellem Wandel führen. Er argumentiert, dass die Tatsache, dass Kommunikation einfacher geworden ist und Heimatreisen der Migranten häufiger und schneller stattfinden, nicht zwingend Strukturen verändern müssen. Portes (2003: 877) hält dem entgegen, dass selbst sporadische transnationale Aktivitäten von Migranten, wenn man sie kumuliert und in seiner Gesamtheit betrachtet, einen signifikanten wirtschaftlichen und sozialen Einfluss auf Gemeinschaften und sogar Staaten haben. Was von einer individuellen Perspektive nur das gelegentliche Entsenden von Remittances ist und scheinbar nur auf den privaten Raum Einfluss nimmt, verändert „in the aggregate [...] the fortunes and the culture of these towns and even of the countries of which they are part.“

Ich schlussfolgere aus Portes und Vertovecs Überlegungen, dass Wandel und Kontinuität als dichotomes Begriffspaar nicht getrennt voneinander gedacht werden können. Dort wo Wandel untersucht werden soll, muss es eine Vorstellung von Kontinuität geben. Die Frage, die sich für mich stellt, ist nicht diejenige *ob* Migration und Transnationalismus zu Wandel führen sondern *wo* Transformationen stattfinden und *wo nicht* und vor allem *warum*?

²¹ „Die Entwicklung ist da, aber lasst uns versuchen das zu erhalten was gut ist.“ (Interview_F, Demba)

7.1 Remittances-basierter Ausbau der Infrastruktur und technischer Fortschritt

„Quand tu rentres dans les villages maintenant c’est comme si tu rentres dans les grandes villes!“, prahlt Gueye. Gueye lebt von all meinen Interviewpartnern am längsten in Frankreich. Sein „aventure“ – sein Abenteuer, wie er sein Leben im Ausland bezeichnet – begann 1972. Seither lebt er im *foyer* in Saint-Denis, einer der vielen Brennpunkte unter den Pariser Vorstädten. Dort wohnt er mit einem halben Duzend seiner Cousins, mit denen er die Nostalgie und die Liebe zu Afrika, ihrem Heimatkontinent, den sie liebevoll „notre Afrique“ nennen, teilt. Doch ihr Afrika hat sich verändert, rasant verändert. Wenn es heute in den meisten Dörfern Schulen, Moscheen, Gesundheitszentren und kleine Lebensmittelgeschäfte gibt, dann dank des finanziellen Engagements der Migranten „C’est grâce à nous, c’est pas l’état. C’est pas l’état qui fait ça, c’est le village même qui a fait ça.“ (Interview_C, Gueye). Stolz erzählt Gueye, wie man bereits aus kilometerweiter Entfernung die Lichter des Dorfes sieht. Früher waren es Autos, die vereinzelt ins Dorf kamen, die in der Nacht das Dorf erhellten; heute sind es die Lichter in den Häusern. Es ist, als würde man in eine Stadt fahren, sagt er. (Interview_C, Gueye). Seit 2007 hat Gueye Solarzellen, mit deren Hilfe sein Haus mit Elektrizität versorgt wird. Im Rahmen seiner Tätigkeit als Präsident eines Migrantenvereins hat Demba es sich zum Ziel gesetzt, Petroleumlampen in seiner Heimatregion durch Solarlampen zu ersetzen.

On a remarqué que bon, parce que nous on vit ici, il faut faire des activités, on a des associations, je suis dans plusieurs associations, et l’association dont je suis le président. Mes activités c’est, on a, quand on est là, il faut faire quelque chose pour l’Afrique. En Afrique avant on avait des lampes à pétrole. [...] Vous savez que c’est le fil directement qui est à l’intérieur, dès fois le vent peu souffler et ça prends du feu. Ça a mit pas mal de dégâts et c’est toxique en plus. Donc, il y a une opportunité qui est sorti qui est la lampe à solaire. Ceux qui ont les moyens, on a acheté, installé à la maison, c’est avec ça qu’on alimente la télé, maintenant c’est dès nouveauté qui sont sorti, on alimente le frigo et tout ce qui va avec.

Mit der Stromversorgung der Dörfer durch Solarzellen oder Solarlampen beginnt auch der technische Fortschritt. Dass Haushalte ein Radio oder einen Fernseher haben, ist heutzutage keine Besonderheit mehr sondern gehört mittlerweile zur Grundausstattung.

Eine weitere bedeutende Neuerung ist der Ausbau von sozialer Infrastruktur wie Schulen und Gesundheitszentren. Ein Gesundheitszentrum oder eine Medikamentenausgabestelle scheint

es, wenn man den Erzählungen meiner Interviewpartner Glauben schenken kann, mittlerweile fast flächendeckend zu geben; zumindest in den Dörfern und Kleinstädten, die am stärksten von Emigration betroffen sind, denn der Ausbau der sozialen Infrastruktur ist wiederum den Migrantenvereinen zu verdanken. Ein Arzt, eine Hebamme und Krankenschwestern sorgen für eine medizinische Erstversorgung der Patienten, denn das nächste Krankenhaus ist oft einige Stunden entfernt. Schwangere Frauen können anstatt einer Hausgeburt in die Ambulanz gehen und dort unter medizinischer Aufsicht und besseren hygienischen Bedingungen ihre Kinder gebären. (Interview_C, Gueye)

Inzwischen haben die meisten Haushalte auch Zugang zu Wasser. Dies war vor allem den Frauen ein Anliegen, denn es erleichtert ihren Alltag ungemein, wenn sie sich den Weg zum Wasser holen ersparen. Während die Migrantenvereine in den ersten Jahren ihrer Existenz meist Brunnen bauten, konnten sie in den letzten Jahren mit der Unterstützung diverser NGO's sogar komplexe Wasseraufbereitungssysteme installieren (Interview_A, Moussa) . Eine Studie von *PS-Eau water solidarity program* kommt zu dem Ergebnis, dass 80% der Trinkwassersysteme in der Region Kayes von Migrantenvereinen finanziert wurden (PS-Eau 1999 zit. nach Sall 2005: 266f.).

Weiters stellt Daum (1998: 34) eine Verbindung zwischen den Migranten und dem Auftreten neuer Baumaterialien her. Traditionell wurden Häuser im *Pays Soninké* aus Lehm (*banco*) gebaut, der lokal gewonnen wird. Heute wird mit Beton und Zement gebaut. Die Veränderung der Baumaterialien ist jedoch nicht neu, bereits am Anfang der 1970er Jahre stellten Kane und Lericollais (1975: 184) fest, dass Beton- und Zementbauten traditionelle *banco*-Bauten ablösten. Die Strohdächer, die das Landschaftsbild prägten, wurden zunehmend durch Wellblech ersetzt. Die Materialien dafür mussten importiert werden. Die Veränderung der Bauweisen wird von den Migranten gerne als Fortschritt dargestellt. Da der *banco* nicht sehr wetter- bzw. wasserresistent ist, müssen die Lehmbauten alljährlich vor der Regenzeit neu verputzt werden, sodass die Erhaltung arbeits- und zeitintensiv ist. Beton- und Zementbauten sind langlebiger. Doch sie gewährleisten keine Kälteisolation, wie es *banco* und Stroh taten. In der Trockenzeit sind die Bauten daher fast unbewohnbar. Die Bewohner mussten sich selbst eingestehen: „Nous construisons des maisons dans lesquelles nous n’habitons que deux ou trois mois par an.“ (Daum 1998: 40) Warum sich Beton und Zement als Baumaterialien dennoch durchgesetzt haben, erklärt sich aus sozialen Gründen. Die Beton- oder Zementhäuser werden in den

Köpfen der *left-behinds* mit den Migranten assoziiert. Da der Hausbau meistens ganz oben auf der Liste der Verwendungszwecke von Remittances stand, die Migranten durch ihre Abwesenheit jedoch nicht die Möglichkeit zum Erhalt der Lehmbauten hatten, investierten sie verstärkt in Beton- und Zementhäuser. Die Migranten wiederum werden mit sozialem Erfolg in Verbindung gebracht. In diesem Zusammenhang wurden Zement- und Betonbauten, obwohl sie sich für die Vegetation im Sahel als gänzlich ungeeignet erwiesen, zu Prestigebauten (Interview D, Fatou).

7.2 Auswirkungen von Emigration auf die Organisation der subsistenzwirtschaftlichen Arbeit

Offensichtlich entsteht durch die Abwesenheit der Männer ein Engpass an aktiver männlicher Arbeitskraft am Herkunftsort. Die Frage, die sich hier stellt, ist zunächst die nach der Kompensation der ausgefallenen Arbeitskraft. Es ergeben sich hier für mich zwei unterschiedliche Szenarios: Im ersten Szenario werden die Produktionseinbußen, welche sich durch die Abwanderung des Familienmitgliedes ergeben, durch Remittances der Migranten ausgeglichen, sodass es zu keiner Verschlechterung der wirtschaftlichen Situation des *kā* kommt. Dieses Szenario resultiert jedoch in einer starken finanziellen Außenabhängigkeit der Familie. Im zweiten Szenario wird das fehlende Glied in der agrarwirtschaftlichen Produktionskette ersetzt, wodurch es zu einer Veränderung in der Arbeitsteilung – sprich zu einer Umschichtung und Verlagerung von Arbeitskraft – kommt. Hier stellt sich die Frage, welche(s) Familienmitglied(er) die Arbeit des Abwesenden übernimmt bzw. übernehmen.

7.2.1 Neudefinition der Arbeits- und Abhängigkeitsverhältnisse als Migrationsgrund

Die traditionelle Subsistenzproduktion, bei der ein Wechselspiel von Individualität und Kollektivität ein Gleichgewicht schuf, hat sich ins Extrem verkehrt. Früher besaß jeder verheiratete Mann ein individuelles Feld, das er am Nachmittag, nachdem er mit dem *kāgumme* und allen anderen männlichen Mitgliedern des *kā* das gemeinschaftliche Feld bewirtschaftet hat, bestellen konnte. Pollet und Winter stellten bereits in den 1960er Jahren fest, dass die Verhältnisse der Arbeitsteilung im Umbruch waren und die drei Abhängigkeitsverhältnisse, auf

denen die Arbeitsteilung basierte, ins Wackeln geraten waren. Zwar blieb das erste und bedeutendste Arbeitsverhältnis bestehen, das die Bringschuld dem Vater gegenüber und der Bewirtschaftung seiner Felder definierte. Die zwei anderen Arbeitsverhältnisse, welche zum einen den jüngeren Bruder in den Dienst des älteren stellte und zum anderen die Söhne den Onkeln unterstellte, lösten sich zusehends auf. Abgesehen von augenscheinlichen Begründungen wie dem desintegrierenden, fragmentierenden Einfluss der Kolonisation und der Lohnarbeit auf traditionelle Gesellschaften, führen Pollet und Winter (1971: 393) die Degeneration der familiären Arbeitsverhältnisse auf das Ende der Sklavenarbeit und der damit einhergehenden Verschlechterung der ökonomischen Rahmenbedingungen zurück. Der Sklave und die Früchte seiner Arbeit stellten eine Art Machtinstrument des *kāgumme* gegenüber dem Rest des Haushaltes dar. Der *kāgumme* war, als alleiniger Herr der Sklaven, auch alleiniger Besitzer der agrarischen Güter und Gebrauchsgüter, die sie herstellten. Um von diesen Gütern Gebrauch machen zu dürfen, mussten sich die Jüngeren dem *kāgumme* unterordnen. Die damalige landwirtschaftliche Arbeitsorganisation war ein Ausdruck der Interdependenzen zwischen den Mitgliedern des *kā*.

Mittlerweile gibt es kaum noch individuelle Felder. Alle arbeiten gemeinsam auf dem Feld des *kāgumme*. Dieser Umbruch in der Organisation der landwirtschaftlichen Produktion ist Ergebnis und gleichermaßen Ursache der Migration junger Soninké. Das oben beschriebene Abhängigkeitsverhältnis zwischen dem *kāgumme* und seinen jüngeren Brüdern verstärkte den Wunsch Letzterer nach mehr Autonomie. Der soziale Aufstieg von jüngeren Brüdern des *kāgumme* oder seiner Söhne ist kaum noch möglich; es gibt keine „progression hiérarchisée“ mehr. Das bedeutet, dass junge Männer, die durch Heirat eigentlich zum Status des „chef de famille“ aufsteigen, oftmals ihr Erwachsenenleben lang dem *kāgumme* unterstellt sind. Um dieser Situation zu entgehen und sich der Macht des *kāgumme* zu entziehen, wandern sie ab. Ihre Migration und der Mangel an männlicher Arbeitskraft in den Dörfern verstärkten jedoch das Machtgefälle der zurückgebliebenen Männer von dem *kāgumme* und somit auch die Dynamik der Abwanderung (Quiminal 1991: 17f.; Lauras-Lecoh 1990: 483).

Heute werden die finanziellen Mittel von nur zwei Gruppen verwaltet: dem *kāgumme*, der die landwirtschaftlichen Erträge verteilt und den Migranten, die Remittances bereitstellen, die wiederum vom *kāgumme* kontrolliert werden. Die Abhängigkeitsverhältnisse und das Machtgefälle zwischen diesen zwei Parteien und dem Rest des *kā* verstärken sich. Neue Konfliktsi-

nien zwischen Machthabern und unterprivilegierten Gruppen der soninkischen Gesellschaft werden sichtbar (Quiminal 1991: 17f.).

7.2.2 Remittances, neue Produktionsmittel und *Moral Hazard*

Die Ausgangslage der landwirtschaftlichen Produktion ist heute nicht mehr dieselbe wie vor dem Einsetzen der Migration nach Frankreich. Auf der einen Seite verfügen die *left-behinds* heute über modernere Produktionsmittel, die mit einer massiven Verringerung des Arbeitsausmaßes einhergehen. Die Modernisierung der landwirtschaftlichen Produktion geht einerseits auf die koloniale Cash-Crop-Produktion für den Export zurück. Die Transferleistungen der Migranten ermöglichten andererseits die Anschaffung moderner und teils maschinenbetriebene Produktionsmittel für den individuellen, subsistenzwirtschaftlichen Gebrauch. Pflüge, die von Rindern oder Pferden gezogen werden, oder sogar Traktoren erleichtern heute die Arbeit der Männer. Die *daba*, ein traditionelles Handwerkzeug zwischen Hacke und Schaufel kommt nur noch selten, vor allem in armen Familien zum Einsatz. Familien, die ihre Felder manuell mit dem *daba* bearbeiten, brauchen im Vergleich zu jenen, die maschinell arbeiten, dreimal länger (Interview_C, Gueye). Moussa vergleicht die Situation damals und heute:

Pour te donner un exemple nous à huit heures c'était obligatoire que tu sois aux champs et tu ne reviens pas avant le coucher du soleil. Ça c'est obligatoire. Aujourd'hui le jeunes vont aux champs- on va dire- à l'heure qu'ils veulent. C'est 9 heures et à midi ils sont déjà revenus. Et nous, déjà on ne prenait pas de petit déjeuner pour aller aux champs, parce que quand c'était pas prêt il faut y aller. Et là ils partent avec leur théière, avec leur radio, donc c'est la belle vie. Et en plus de ça, nous, c'était à la main et maintenant ils ont des charrues, il y en a même qui ont des motos ou des tracteurs, voilà, ou ils ont des chevaux, ils ont des bœufs qui tractent les chariots (Interview_A, Moussa).

Die Erträge aus der Landwirtschaft reichen jedoch trotz modernerer Bewirtschaftungsmethoden für den Erhalt der Familie nicht aus und das, obwohl, wie Moussa feststellt, zu seiner Zeit die Anbauflächen kleiner waren und die Mittel um diese zu bewirtschaften geringer waren.

Nous malgré que à l'époque on faisait pas autant de surface, parce que voilà eux ils ont les moyens, ce qu'on récoltait nous suffisait. Alors que eux, même avec les gros moyens que nous, on a investi d'ici, malgré ça, il faut qu'on les reprenne en charge encore, parce que ce qu'ils récoltent ne leur suffit pas. [...] Voilà, on est toujours habitué à être pris en charge par quelqu'un qui est ailleurs. (Interview_A, Moussa)

Hier wird erneut das Spannungsverhältnis zwischen Migranten und *left-behinds* sichtbar. Die Tatsache, dass es zu Versorgungsengpässen kommt, erklären sich die Migranten aus dem Verhalten der Angehörigen, die sich weniger anstrengen um hohe Erträge zu erzielen, weil die Remittances ja ohnehin „vom Himmel fallen“.

Les gens effectivement sont devant la télé. Parce qu'on a notre père ou notre cousin, qui est en Occident qui va de toute façon nous envoyer de l'argent. [...] Dans pleins de villages effectivement c'est comme ça, les gens attendent tout du ciel quoi. (Interview_G, Cheickh)

Den widersprüchlichen Zusammenhang zwischen Remittances und Produktionseinbußen den Moussa und Cheick hergestellt haben, wird als *moral hazard* Effekt der Remittances auf das Verhalten der Empfänger dokumentiert. Das heißt, dass Remittances-empfangende Haushalte, gegenüber Haushalten, welche keine Remittances erhalten, bei gleicher Fläche und Bodenqualität niedrigere landwirtschaftliche Erträge erwirtschaften. Dieses Verhalten erklärt sich daraus, dass die *left-behinds* auch bei höherer Anstrengung keine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Situation erkennen können. Die Tatsache, dass die Migranten keinen Einblick haben, welches Maß an Anstrengung tatsächlich hinter der Bewirtschaftung der Felder steckt, nutzen die *left-behinds* aus, indem sie ein verfälschtes Bild ihrer Versorgungslage zeichnen und sich auf die Migranten als Geldgeber verlassen. Die Migranten fungieren als Versicherungsmechanismus, wenn die Familie nicht über genügend Ressourcen verfügen (Gubert 2005: 54; Hérán 2002: 51 zit. nach Daum 2007: 161).

Auf der einen Seite sind *left-behinds* heute viel stärker als damals mit Dürre und Desertifikationsprozessen konfrontiert, die ihre landwirtschaftliche Ertragslage unsicher machen. Dies ist auch den Migranten bewusst. In einem niederschlagsarmen Jahr tragen sie die gesamte Verantwortung für die Familie, denn in einem solchen Jahre zahlt es sich fast gar nicht aus überhaupt anzubauen, die Erträge sind einfach zu niedrig, egal welcher Arbeitsaufwand dahinter steht. In regenreichen Jahren kann das Geld der Migranten statt in die Ernährungssicherheit in andere Projekte, wie den Hausbau, investiert werden (Daum 2007: 162).

Zusammenfassend kann also festgestellt werden, dass, obwohl sich das Arbeits- und Machtverhältnis zwischen Familienoberhäuptern und jungen *left-behind*-Männern zum Nachteil Letzterer verschärft hat und das Abhängigkeitsverhältnis einerseits vom Boden als Ressource und andererseits von den Transferleistungen als Überlebensversicherung sich verdeutlicht hat,

das Arbeitspensum „junger“ *left-behind*-Männer dank neuer, maschineller Produktionstechnologien scheinbar gesunken ist.

7.2.3 Feminisierung der Landwirtschaft

Die Auswirkungen von männlicher Emigration für *left-behind* Frauen betreffend scheinen sich Forscher unabhängig vom geographischen Fokus und der soziokulturellen Einbettung des Untersuchungsgebietes gemeinhin einig, dass die Migration der Männer mit einer Steigerung des Arbeitspensums von Frauen einhergeht (vgl. Biao 2007; vgl. Schäfer 1998; vgl. Klein-Hessling, El-Sammani 1994; vgl. Grawert 1994, vgl. Heuler-Neuhaus 1994, vgl. Rheingans 1994). Wenn Bauern zu Arbeitern werden und auf der Suche nach Lohnarbeit in die Stadt ziehen, wird die Verantwortung für die landwirtschaftliche Produktion auf Frauen übertragen. In diesem Kontext wird seit den 1980er Jahren von einem Prozess der „Feminisierung der Landwirtschaft“ (vgl. Gao 1994 zit. nach Biao 2007: 183, vgl. Boserup 1982) gesprochen. Diese Entwicklung glaubt Bâ auch im Senegaltal zu erkennen:

Les stratégies de survie qu'elles ont mis en œuvre pour supporter les ménages en attendant que le mari envoie de l'argent sont en train de devenir une composante structurelle de l'organisation économique. Les femmes sont aujourd'hui dans la vallée ce que les migrants des années 70 étaient dans cette région, l'espoir de nombreuses familles. (Bâ 1998: 116f.)

Dieser Trend geht aus meinen Interviewergebnissen nicht hervor. Nachdem hauptsächlich die Meinung von männlichen Migranten vertreten ist, ist dieses Ergebnis aber nicht verwunderlich. Zuzugeben, dass ihre Frauen und Kinder auf sich alleine gestellt sind, würde bedeuten, dass die Migranten ihrer Rolle als Ehemänner, Väter und Migranten nicht (ausreichend) nachkommen. Die von mir interviewten Männer²² kommen allesamt zu dem Schluss, dass die Migration der Männer an der traditionellen geschlechterspezifischen Arbeitsteilung nichts geändert hat und ihre Ehefrauen nicht mit einer Ausweitung ihrer ökonomischen Tätigkeiten konfrontiert sind. Die geschlechterspezifische Trennung von Arbeitsbereichen sei weitgehend aufrecht. Nach wie vor bewirtschaften Männer die Hirsefelder, während Frauen Indigo, Mais

²² Alle meine drei weiblichen Interviewpartnerinnen waren nie in der subsistenzwirtschaftlichen Landwirtschaft tätig. Mein Datenmaterial repräsentiert und reflektiert nur eine männliche Wahrnehmung zur Ausweitung der Aufgabengebiete von soninkischen Frauen.

oder immer seltener auch Reis oder Baumwolle anbauen. Beim Bestellen der Felder arbeiten die Männer auf dem Hirsefeld des Ältesten und die verheirateten Frauen mit ihren Töchtern auf ihren Landparzellen (Interview_F, Demba; Interview_A, Moussa; Interview_C, Gueye).

Auch wenn sich an der Arbeitsteilung angeblich nichts verändert hat, beklagen die Migranten den zunehmenden Verlust der Anbauvielfalt. Mehrere Indikatoren können den Verlust der Anbauvielfalt erklären. Durch die Austrocknung der Böden müssen die Frauen die Vor- und Nachteile eines Anbauprodukts abwägen um das Ernterisiko zu reduzieren. Reis ist im Gegensatz zur Hirse, die im Vergleich dürreresistent ist, ein äußerst regenabhängiges Anbauprodukt. Die Reispflanzen müssen, um nicht von Schädlingen befallen zu werden, überschwemmt werden. Passiert dies nicht oder zu früh ist die ganze Ernte unbrauchbar. Überhaupt kann selbst in einem guten Jahr die Reisernte die Nachfrage nicht decken. Durch die Globalisierung wurde der Zugang zu Lebensmitteln wie Reis verbessert, sodass die Produktion dieser Lebensmittel regressiv ist. (Interview_D2, Fatou; Interview_C, Gueye; Saint-Père 1923: 35; Schäfer 1998: 234f.). Demba erklärt sich den Verlust der Anbauvielfalt wiederum durch den *moral hazard* Effekt der Remittances. Anstatt ihre Felder zu bewirtschaften, ruft seine Frau ihn im Ausland an und bittet ihn das nötige Geld zu schicken (Interview_F, Demba). Genauso kann der Verlust der Anbauvielfalt jedoch ein Hinweis auf die Diversifizierung und Ausweitung weiblicher Tätigkeitsfelder sein. Denn, wenn mehr Zeit in andere Aktivitäten wie die Haushaltsführung oder in die Bewirtschaftung der traditionell von Männern bewirtschafteten Hirsefelder investiert werden muss, geht dies auf Kosten ihrer eigenen Gemüse- und Getreidefelder. Eine zusätzliche Belastung entsteht, dadurch, dass aufgrund der Degradation der Böden die Felder sich immer mehr in die Peripherie des Dorfes verlagern und Frauen weite Wege auf sich nehmen müssen (Heuler-Neuhaus 1994: 150).

Ob und wie stark sich das Arbeitspensum von Frauen durch die Abwesenheit ihrer Männer, Väter oder Brüder ausweitet und in welchen Bereichen es zu einer Zusatzbelastung von Frauen kommt, hängt von unterschiedlichen Faktoren ab. Es können keine eindeutigen Schlüsse gezogen werden. Die männliche Arbeitsmigration wirkt sich nicht auf alle Frauen gleichermaßen aus. Ein Erklärungsgrund dafür, dass sich Migration so unterschiedlich auf die Arbeitsbelastung und auf den Status von Frauen auswirkt, liegt in der Familienstruktur. Während männliche Abwanderung aus Nuklearfamilien eine Übernahme der Frauen von männlichen Arbeitsbereichen zur Folge hat, werden in Großfamilien traditionell männliche Arbeits- und

Verantwortungsbereiche auf ein anderes nahe stehende Mitglied der Gemeinschaft übertragen. Aus diesem Zusammenhang heraus erklärt sich Bâs Feststellung (1998: 111), dass die Abwanderung der Männer aus dem Senegaltal bis in die 1970er Jahre scheinbar keinen Einfluss auf die geschlechterspezifische Organisation der soninkischen Gesellschaft hatte. Seit der Wirtschaftskrise der 1980er Jahre und den anhaltenden Dürren steigt jedoch der Anteil migrierender Familienväter im Verhältnis zur Abwanderung junger Männer, sodass es mittlerweile nicht unüblich ist, dass alle arbeitsfähigen Männer eines *kā* im Ausland sind (Grawert 1994: 214). Diese Tendenz spiegelt sich auch in meinen Interviewergebnissen wieder. Im Fall von Demba, Assana, Cheick und Gueye lebt mindestens ein Bruder woanders, meist sind es aber mehrere oder sogar alle Brüder.

Angenommen, dass alle arbeitsfähigen männlichen Familienmitglieder im Ausland sind, kommt den Remittances eine entscheidene Rolle zu. Der Umfang und die Regelmäßigkeit der Zahlungen der Migranten tragen maßgeblich zur sozioökonomischen Differenzierung zwischen Frauen bei und beeinflussen die Handlungsspielräume der Frauen. Gleichzeitig verstärken sie dabei jedoch ihre finanzielle Außenabhängigkeit.

Im Dembas Fall sind beispielsweise alle sieben Brüder der Familie im Ausland. Ihr Vater ist zu alt, um sich um alle „männlichen Arbeitsbereiche“ des Haushalts und der Hirseproduktion allein zu kümmern. Durch die Geldtransfers können ihre Frauen Hirse und alle restlichen zur Versorgung der Familie notwendigen Lebensmittel zukaufen. Darüber hinaus planen Demba und seine Brüder ihren Urlaub im Rotationsprinzip, sodass immer ein männliches Mitglied der Familie (abgesehen von ihrem Vater) zu Hause ist.

Dans notre cas, on est tous là en ce moment, et les femmes elles continuent à cultiver leur champs comme si rien ne c'est passé. Nous on est dans l'obligation d'envoyer de l'argent. De l'argent pour acheter du mil, tous ce qui va pour la nourriture et la famille. Je prends mon cas par exemple, nous dans notre famille, on est sept ici, presque tous les garçons sont là, donc c'est sous forme de rotation, moi je vais, j'ai fais mes vacances trois mois, je reviens, il y a un autre frère qui programme ces vacances de telle sorte que même s'il y a pas un homme à la maison, il y a un décalage de deux mois ou de trois mois, il y a toujours quelqu'un permanent à la maison. C'est pas obligatoire, mais seulement c'est par la force des choses que ça c'est établi. (Interview_F, Demba)

Für innerstaatliche Migranten, die in der Hauptstadt arbeiten und die nicht die nötigen finanziellen Mittel haben um Geld zu schicken, organisiert der mauretanische Staat zwei Mal jähr-

lich kostenfrei Rückreisen in die Dörfer. Somit können sie jeweils zum Anbau und zur Ernte in ihre Heimatdörfer zurückkehren um auf den Feldern zu arbeiten. (Interview_F, Demba)

Wie bereits erwähnt steht die Höhe der Transferleistungen in einem negativen Zusammenhang mit der Dauer der Migration. Wenn mit der zunehmenden Dauer der Abwesenheit die Transferleistungen unregelmäßiger und/oder geringer werden, sind *female headed households* verstärkt von Armut betroffen. Vor dem Hintergrund, dass die Aufgabengebiete im Haushalt zunehmen, einkommensgenerierenden Aktivitäten jedoch nur eingeschränkt nachgegangen werden kann und zusätzlich zum wirtschaftlichen der emotionale Druck auf junge Ehefrauen zunimmt, entwickeln Frauen im Senegaltal unterschiedliche Bewältigungs- und Handlungsstrategien zur Verbesserung ihres Lebensalltags. Die Konfrontation mit bestehenden Machtkonstellationen ist dabei nicht zu vermeiden. Ein aktuelles Beispiel zeigt wie *left-behind* Frauen ohne dabei die Fundamente der soninkischen Gesellschaft in Frage zu stellen, versuchen ihren Lebensalltag zu erleichtern:

Il y a trois mois d'ici, que j'ai trouvé qu'ils ont des bonnes qui travaillent. Moi, je dis: „Qu'est ce qu'elle fait là? „ Elle me dit: „Voilà, j'ai pris une bonne, elle travaille là.“ Du moment que c'est pas moi qui paie... parce que c'est nous qui payons indirectement. Elles se sont mises en association entre elles. Chacune sort dix euro, à la fin du mois on paie la bonne. (Interview_F, Demba)

Bei seiner letzten Heimatreise im Mai 2010 entdeckte Demba, dass die Frauen im Dorf sich zusammengeschlossen hatten um eine „bonne“, eine Haushälterin, zu finanzieren. Die „Verdienstleistlichung“ von Haushaltstätigkeiten ist zwar in den urbanen Zentren Afrikas keine Besonderheit, in ländlichen Gebieten jedoch ein neues Phänomen. Die Auslagerung von Hausarbeit auf andere dem *kā* nicht zugehörige Frauen ist jedoch erlaubt und geschichtlich legitimiert, schließlich waren die Soninké einmal eine Sklavenhaltergesellschaft. Dass die Frauen des Dorfes über die Köpfe der Männer, die schließlich indirekt die „bonne“ bezahlen, entscheiden, zeigt, dass die Frauen zumindest in Bezug auf die Hausarbeit und die Erziehung der Kinder die Entscheidungen treffen. Reproduktionsarbeit ist und bleibt Frauensache. Auch wenn man Demba anmerkte, dass er sich übergangen fühlte, hielt er sich mit einer Bewertung der Situation zurück.

Rheingans (1994: 89) dokumentiert, dass beispielsweise Nyiang-Nuba-Frauen im Sudan versuchen, die fehlende Arbeitskraft der Männer zu kompensieren, indem sie bestimmte landwirtschaftliche Arbeiten in Gruppen mit Nachbarn und Verwandten aus Nachbardörfern

organisieren. Nachdem jedoch der finanzielle Aufwand für die „Arbeitgeberin“ relativ hoch ist, da sie ja ihre Helfer während ihrer Arbeitszeit verpflegen muss, macht sich das gemeinschaftliche Bewirtschaften der Felder oft nicht bezahlt. Klein-Hessling und El-Sammani (1994: 43) dokumentieren, dass Frauen in Anbeled (Sudan) gelegentlich auch Tagelöhner oder Wanderarbeiter anstellen und sie entweder in Form von Naturalien aus ihrem Anbau oder mit dem Geld der Männer entlohnen.

Frauen aus unterprivilegierten sozialen Schichten haben weniger Handlungsspielraum um die Mehrarbeit zu bewältigen. Dazu kommt, dass Männer das Monopol auf moderne, kapitalintensive Produktionsmittel haben. Das einzige Werkzeug, welches Frauen zur Bewirtschaftung ihrer Felder zur Verfügung steht, sind ihre Hände (Boserup 1982: 48, Interview_D, Fatou).

Doch kann die Feminisierung der Landwirtschaft in Afrika überhaupt als *Auswirkung* von männlicher Lohnarbeit und Migration untersucht werden? Boserup (1982: 13) betont, dass es kein neues Phänomen sei, das Frauen sich um die Nahrungsmittelproduktion kümmern. Sie skizziert Afrika als Region der weiblichen Landwirtschaft *par excellence* und schreibt Männern in der vorkolonialen landwirtschaftlichen Produktion im Gegensatz zu gängigen Darstellungen eine relativ geringe Rolle in der Subsistenzwirtschaft zu. Die „Unterbeschäftigung“ afrikanischer Männer diene den Kolonialherren zur Legitimation kolonialer Zwangsarbeit. In vielen Fällen erweiterten das koloniale Eindringen der Europäer und ihre Wirtschaftspolitik der Zwangsarbeit zusätzlich den Anteil der Frauen an der landwirtschaftlichen Arbeit (Boserup 1982: 16).

Im Kapitel zur subsistenzwirtschaftlichen Arbeitsteilung (siehe dazu Kapitel 2.3.3.) wurde bereits angedeutet, dass der weibliche Anteil am Familieneinkommen unterbewertet wurde. „Les femmes si c’était pas elle, il y avait beaucoup de foyers qui s’effondreraient“, behauptet Abdou (Interview_B, Abdou). Auf seine persönlichen Erfahrungen und die historiographischen Ausführungen von Saint-Père (1925) Bezug nehmend, schätzt Abdou, dass rund 75% des Einkommens eines soninkischen Haushalts von Frauen erwirtschaftet werden (Interview_B, Abdou). Abdou erklärt, dass es in der Regel so ist, dass die Ehemänner ihren Frauen eine gewisse Summe Geld zur Verfügung stellen um die Einkäufe für das Mittagessen der Familie zu tätigen, beispielsweise um das Fleisch, das Öl oder den Reis zu kaufen. Wenn diese Summe nicht ausreichend ist, dann kaufen die Ehefrauen den Rest mit ihrem eigenen Geld. Sie weisen ihren Mann aber nicht darauf hin, dass das Geld nicht ausreicht hat:

La femme telle qu'elle est idéalisée, telle qu'elle est vu, la bonne femme soninké, elle ne demandera pas, elle ne dira pas au mari „Ça n'a pas suffi!“ Elle se débrouille pour emmener le repas complet. Elle va vendre son arachide. Elle prend l'argent qu'elle a fait...Ça toute famille soninké que tu prendras, il y en a qui le diront, il y a d'autres qui le diront pas mais ça a toujours été comme ça. Moi, je sais que chez moi, mon père quand il construisait sa maison, la mère, elle a vendu des choses, elle a vendu ses moutons et de l'or et tout, pour contribuer, mais elle ne le répètera jamais, parce que j'ai su, parce que mon père me l'a dit, on était très proche. La femme n'ira jamais dire j'ai mis tant, j'ai mis tant, elle se dévaloriserait en disant ça.. (Interview_B, Abdou)

Auch Assana erinnert sich an Erzählungen seiner Großmutter, die immer wieder betonte, dass es die Frauen waren, die während der Hungersnöte den wirtschaftlichen Rückhalt der soninkischen Gesellschaft bildeten (Interview_D, Assana). Der Produktionsanteil von Frauen an der gesamten Produktion muss in der Vergangenheit höher gewesen sein als dargestellt. Alleine wenn man die Liste der Hauptexportprodukte im Handel mit den Nachbarstaaten ansieht, bemerkt man, dass der Großteil der Exportprodukte (Reis, Indigo, Erdnuss und Baumwolle) von Frauen hergestellt wird (Saint-Père 1935: 35ff.).

Anders als in der aktuellen Literatur, wo immer wieder ein einseitiges wirtschaftliches Abhängigkeitsverhältnis der Frauen von ihren Männern betont wird, scheint es also in der Vergangenheit ein beiderseitiges Abhängigkeitsverhältnis gegeben zu haben. Es muss eine Art Gleichgewicht in der geschlechterspezifischen Trennung der Arbeitsbereiche gegeben haben, das heute in dieser Form nicht mehr Bestand hat.

7.3 Innerfamiliäre Beziehungen- Strategien, Gegenstrategien und Kompromisse

Abgesehen von den wirtschaftlichen Veränderungsprozessen, beeinflussen Migration und die transnationalen Aktivitäten der Migranten bestehende innerfamiliäre Verhältnisse. Die Abwesenheit der Männer fordert eine Umstrukturierung der Beziehungen zwischen den Migranten und ihren Familien sowie auch unter den Zurückbleibenden. Bestehende und verfestigte Machtverhältnisse sowie vererbte Ungleichheiten des sozialen Status und der sozialen Ordnung werden auf manchen Ebenen und in manchen Bereichen in Frage gestellt, herausgefordert und neu verhandelt, auf anderen Ebenen wiederum aber legitimiert, „akzeptiert“ und verfestigt.

7.3.1 „Il y a toujours un homme à la maison“²³ – Macht der Ehemänner und Handlungsspielräume der Ehefrauen

7.3.1.1 Mehr Arbeit – mehr Macht?

In der Literatur wurde die Ausweitung der Verantwortungsbereiche weiblicher agrarwirtschaftlicher Arbeit als Ursprung der Erweiterung der Frauenrolle in der Familie analysiert. Viele Studien, die das Phänomen der *left-behind* Frauen untersucht haben, kommen zu dem Ergebnis, dass die Abwanderung der Männer zwar mit einer Ausweitung der ökonomischen Tätigkeiten ihrer Ehefrauen verbunden ist, gleichzeitig erweitere sich jedoch durch die Übernahme traditionell „männlicher Arbeit“ ihr Zugang zu Ressourcen, der mit einem Machtgewinn in Bezug auf Entscheidungskompetenzen einhergehe. Es wird davon ausgegangen, dass die neu gewonnene physische und finanzielle Unabhängigkeit und die Wahrnehmung von Frauen als Versorgerinnen auch ihr Selbstwertgefühl steigert (vgl. Hadi 2001; vgl. Conway, Cohen, vgl. Chant, Craske 2003, vgl. Katseli et al. 2006, vgl. Ellis 1998). Darüber hinaus attestieren zahlreiche Studien, dass das Ausgabeverhalten von Frauen, wenn die Verwaltung der finanziellen Ressourcen ihnen obliegt, soziale Entwicklung fördert. Sie geben mehr Geld für Nahrungsmittel, Gesundheit und Bildung aus als Männer (vgl. Katseli et al. 2006; Nyberg-Sorensen 2006; Hoddinot, Haddad 1995, Quimsumbing et al. 1995 zit. nach Ellis 1998: 24).

In successful cases, women can become drivers of change in family relations and structure. In addition the empowering of women can play a crucial role in the way remittances are spent back home.[...] Thus female participation in decision making, induced by the new role of women in the society following migration, may be an important factor of development. (Katseli et al. 2006: 47)

Davon auszugehen, dass Frauen durch die Feminisierung der Landwirtschaft automatisch einen Machtzuwachs verzeichnen, wäre dennoch ein Trugschluss. Der These Mengs (Meng 1993 zit. nach Biao 2007), die argumentiert, dass die Abwanderung der Männer die landwirtschaftliche Arbeit der Frauen sichtbar und deshalb wertvoller macht, setzt Feng (1996 zit. nach Biao 2007: 183) entgegen, dass vielmehr ein Prozess des „handling-down“ von landwirtschaftlichen Tätigkeiten zur Ausweitung der Verantwortungsbereiche von Frauen in diesem Sektor geführt hat.. Die Industrialisierung von Entwicklungsländern führte zur zunehmenden

²³ „Es ist immer ein Mann zu Hause“ (Interveiw_F, Demba)

Marginalisierung und Abwertung des primären Sektors. Während Männer auf der Suche nach besser bezahlten Jobs in der Stadt sind, sollen Frauen die landwirtschaftliche Produktion übernehmen. Der Zuwachs der Aufgaben verleiht ihnen aber nicht mehr Mitspracherecht (Gao 1994, Feng 1996 zit. nach Biao 2007: 183; Ellis 1998: 24, Lee-Smith 1994 zit. nach Grau et al. 1997: 157). Biao (2007: 183) stellt fest: „While the scale has changed, the essence remains the same.“ (Biao 2007: 183)

Diese Feststellung Biaos wird besonders im Hinblick auf die Produktionsfaktoren deutlich, aus denen soninkischen Frauen, nach wie vor ausgegrenzt werden.

En Afrique de l'Ouest, l'homme qui migre confie son bétail au chef de concession ou au chef de lignage, ce qui prive la femme de l'utilisation du fumier [...]. L'accès à la terre, au facteur travail aux intrants est donc médiatisé par l'homme. Son absence ne fait qu'accroître ces discriminations, et peut engendrer un abaissement de la production agricole et du niveau de vie du ménage. (Doumit el Khoury 1994: 66)

Doumit el Khoury macht deutlich, dass der potenzielle Handlungsspielraum von Frauen in Wahrheit von Männern gestaltet wird. Wie groß der Handlungsspielraum der Frauen ist und in welchen Bereichen Frauen Machtzuwachs verzeichnen können, liegt im Ermessen ihres Mannes, der auch über die Grenzen hinweg die Machtverhältnisse gestaltet. Auch wenn Männer für viele Jahre vom Haushalt abwesend sind, bleiben die wichtigen Entscheidungen in ihrer Hand (Hadi 2001: 60).

Diese divergierenden Beurteilungen hinsichtlich der Auswirkungen von Migration auf den Status und den Einflussbereich von Frauen müssen wiederum im Kontext unterschiedlicher Familienmodelle betrachtet werden. Hadi (2001: 59) beobachtet beispielsweise, dass in Familien, wo es zu einer Nuklearisierung der Strukturen kommt, Ehefrauen während der Abwesenheit ihrer Männer mehr Kontrolle über ihren Haushalt bekommen. Ein Zuwachs der Entscheidungskompetenz zu Gunsten von *left-behind*-Frauen kann dann beobachtet werden, wenn die Ressourcen-Kontrolle in Bezug auf die landwirtschaftlichen Erträge und die Verwaltung der Remittances in ihren Händen liegt. Die Frage, ob es dauerhaft zu einem Machtgewinn von Frauen kommt oder ob dieser nur temporärer Natur ist, bleibt noch zu klären. Es ist wahrscheinlich, dass Männer nach ihrer Rückkehr die Rolle des Familienoberhauptes erneut übernehmen (Hadi 2001: 60).

Auch in Großfamilien, in denen die Ressourcen-Kontrolle und -Verteilung bei Abwesenheit des Familienoberhauptes standardmäßig an einen anderen männlichen Verwandten abgetreten

wird, erkennt Rheingans (1994: 94) einen zunehmenden Einfluss der Frauen. Sie argumentiert, dass auch dann, wenn nach außen ein männlicher Verwandter den Haushalt repräsentiert und Frauen im öffentlichen Leben nach wie vor marginalisiert werden, Frauen über Neuanschaffungen, den Schulbesuch der Kinder oder auch die Abwanderung andere Familienmitglieder in die Hauptstadt oder ins Ausland entscheiden.

Die Auswirkungen von Migration auf Genderbeziehungen und auf den Status von Frauen beschränken sich nicht auf die Machtbeziehungen zwischen Ehemännern und Ehefrauen. Auch die Beziehungen zwischen Schwestern und Brüdern, zwischen Ko-Ehefrauen, Müttern und Töchtern und auch zwischen Ehefrauen und ihrer verschwägerten Familie werden neu definiert.

Beispielsweise kommt es zu einer Ausdifferenzierung des Status von Frauen unterschiedlicher Altersgruppen. Junge Frauen geraten durch die Abwesenheit ihrer Männer verstärkt unter die Kontrolle ihrer Schwiegermütter, unter deren Dach sie mit den gemeinsamen Kindern leben. Viele Schwiegermütter nutzen die neu gewonnene Autorität und übertragen ihren Schwieger-töchtern penible und zeitintensive Arbeiten im Haushalt. Dadurch haben diese weniger Zeit, sich um ihren eigenen Anbau zu kümmern. Ihr Produktionsanteil schrumpft und sie geraten tatsächlich in ein wirtschaftliches Abhängigkeitsverhältnis von den Remittances ihrer Männer. Der „handling down“-Prozess setzt sich also fort. (Quiminal 1991: 128).

7.3.1.2 Emotionale Belastung durch die Abwesenheit der Männer

Zur zunehmenden wirtschaftlichen Verantwortung vor allem junger Frauen addiert sich eine steigende emotionale Belastung. Emotionaler Druck wird einerseits von den Familien aufgebaut, wenn die Frau beispielsweise in der kurzen Zeit im Jahr, in der ihr Ehemann zu Hause ist, nicht schwanger wird. Gleichzeitig entsteht aufgrund der andauernden Abwesenheit des Ehemannes eine Situation des affektiven und sexuellen Entzuges, der häufig mit einem Vertrauensverlust einhergeht. Anhand des Beispiels zimbabwanischer männlicher Arbeitsmigration dokumentiert Rita Schäfer wie viele *left-behind*-Frauen sich mit dem Gedanken der ehelichen Untreue ihres Partners konfrontieren. Verbunden mit einem Rückgang der Transferleistungen ihrer Männer fühlen sich die Frauen in ihren Befürchtungen bestätigt (Schäfer 1998: 236). Schäfers Erkenntnisse reflektieren eine Realität, die in ähnlicher Form auch im Kontext soninkischer Arbeitsmigration gültig ist. Demba beispielsweise berichtete mir von

einer Zeit, als er mit seiner Frau in Nouakchott lebte und ihr zur Mithilfe im Haushalt eine „bonne“ zur Seite stellen wollte. Sie verwehrte sich partout dagegen. Später erklärte sie Demba, dass ihre zunächst ablehnende Haltung aus der Angst entstand, dass ihr Mann diese Haushälterin bei seiner Rückkehr oder wenn er auf Heimaturlaub kommt, zur Frau nehmen könnte, so wie sie es schon oft gehört hatte (Interview_F, Demba).

7.3.1.3 Frauen und der Wunsch auszuwandern

Vor dem Hintergrund zunehmender wirtschaftlicher und emotionaler Instabilität ist der Wunsch vieler junger Frauen abzuwandern zu verstehen. Die Migration stellt auch für sie einen Ausweg dar. Doch oft bleibt der Wunsch vieler Frauen wegzugehen ungehört (vgl. Klein-Hessling/El-Sammani 1994). Denn diese haben nach wie vor nur geringe Möglichkeiten auf selbstbestimmte Wanderung. In der Regel erlauben oder befehlen die Ehemänner oder der *kāgumme* die Wanderung der Frauen. Weibliche Migration nach Frankreich wird stets als „abhängige Migration“ – im Kontext des Familienzuzugs – dokumentiert. Frauen haben nur wenige stichhaltige Argumente um ihren Wunsch nach Europa zu kommen geltend zu machen. Bei Krankheit oder zum Zweck medizinischer Behandlung kann ihrer Abwanderung kaum etwas entgegengesetzt werden (vgl. Rheingans 1994, Interview_D, Awa). Dieser Konstruktion von Frauen als passive Migrantinnen hält Aufhauser (2000: 97) entgegen, dass dort, wo patriarchale Strukturen das Wandern der Frauen zu unterbinden versuchen, Frauen den Widerständen von Vätern, Ehemännern oder Söhnen auf sehr kreative Weise begegnen und ihre Migration meist selbst in die Wege leiten (vgl. Rodet 2009). Die Patriarchen versuchen mit allen Mitteln Frauen und Kinder in ihrer Obhut zu behalten, um bestehende Machtverhältnisse zu erhalten. Auch viele Ehemänner wollen aus Angst den Schritt, ihre Ehefrau(en) und Kinder nach Frankreich zu holen, nicht gehen (Quiminal 1991: 124ff.; Barou 2002: 14). So zum Beispiel Demba und Gueye, die sich für ein einsames Leben im *foyer* entschieden. Ohne Frau(en) und Kinder. Zu abschreckend waren die vielen Negativbeispiele, die im *foyer* schnell die Runde gemacht haben. „C’est des gens qui veulent trop la liberté!“, beurteilt Gueye das Verhalten der Migrantinnen. Um ihre Autonomieansprüche geltend zu machen, wenden sich afrikanische Ehefrauen an Sozialarbeiterinnen und stellen ihre Partner als gewalttätig und diktatorisch dar:

Il y a beaucoup qui ont fait venir leur femmes, mais malheureusement ça aussi ça était mal tourné. Le comportement de la femme...parce qu'il y a des femmes, elles sont là, – c'est malheureux à dire devant vous – mais il y a eu beaucoup de mal entente. Des fois il y a des problèmes. S'il y a des discussions, la femme, elle fait ses convocations. Les assistantes sociales avant de connaître les femmes africaines, elles pensaient que c'est les hommes d'Afrique, ils emmerdent les femmes. Au départ c'est ce qui était dans leur tête. C'est-à-dire on est dictateurs. Les assistantes sociales disaient ça avant qu'elles comprennent le système des femmes. Et après elles ont compris que la plupart des femmes c'est des gens qui veulent trop la liberté [...]. Bon, après les gens ils se disent „C'est pas la peine qu'on fait venir nos femmes.“ Maintenant on les fait plus venir. Il y avait trop de déchirure de la famille. (Interview_C, Gueye)

Et venir ici et amener ta famille c'est un couteau à double tranchant, on a vu des cas ici qui sont venu, donc finalement la femme est devenu une autre personne. Elle demande le divorce et tout ce qui va avec. C'est pas toutes les femmes mais c'est la peur. (Interview_F, Demba)

Muriel Azoulay und Cathrine Quiminal (2002) haben sich mit der Rekonstruktion der Geschlechterverhältnisse von soninkischen Migranten und Migrantinnen, insbesondere Eheleuten, beschäftigt. Sie beschreiben, mit welchen Strategien (zum Beispiel durch die Gründung von Frauenvereinen) Migrantinnen versuchen, die Geschlechterverhältnisse in Frage zu stellen, und wie ihre Ehemänner im Gegenzug versuchen diese zu verfestigen. Konfrontiert mit der Aufmüpfigkeit ihrer Frauen, die sich, einmal in Frankreich angekommen, weigern, sich der männlichen Autorität zu fügen, und mit deren begrenzten finanziellen Mitteln, ist es umso wichtiger für die Migranten, zum Erhalt traditioneller Strukturen im Heimatland beizutragen. Dazu gehört der Erhalt der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung.

Ein weiterer Grund, warum die Ehemänner ihre Frauen nicht mehr nach Frankreich holen, kann auch die rechtliche Lage in Frankreich sein, die es ihnen nicht erlaubt, in polygamer Ehe zu leben. In der Vergangenheit deklarierten viele Ehemänner ihre Zweitfrauen als Schwestern oder Cousinen – eine Machenschaft, die von den französischen Autoritäten mittlerweile sehr streng überwacht wird. Die Problematik, die dabei entsteht, ist, dass der Ehemann seinen Aufenthaltsstatus und den seiner Familie in Gefahr bringt. Weiteres schafft er so auch eine Situation, die die Zweitfrau und ihre Kinder zu einem niedrigeren Status innerhalb der Familie degradiert. Dazu kommt eine Wohnsituation, welche längerfristig zu Konfliktsituationen führt. In der Dichte von Paris und Umgebung ist die Wohnfläche einer Familie sehr knapp bemessen. Frauen, die in einer polygamen Ehe leben, tun dies auf engstem Raum mit den

Kindern, die aus den beiden Eheschließungen entstammen. Dadurch ist die Situation zwischen den Frauen meist angespannt, denn in ihrer Heimat ist es üblich, dass jede Frau mit ihren Kindern einen eigenen Haushalt innerhalb der Hausgemeinschaft (compound) führt. Eine Möglichkeit, die in Frankreich nur wenigen offen steht. In der Regel ist der Zugang zu Gemeindebauwohnungen schwer und Geld eine knappe Ressource. Dazu kommt, dass die Transferforderungen aus dem Herkunftsland mit dem Zuzug der Kernfamilie nicht weniger werden. Die wirtschaftliche Dimension der Polygamie in subsistenzwirtschaftlichen Ökonomien, wo Frauen unverzichtbare Arbeitskräfte darstellen, verkehrt sich ins Gegenteil. Die zunehmende Urbanisierung und die Abwanderung von Familien in die urbanen Zentren bringen Mehrkosten für in Polygynie lebende Ehemänner mit sich (Peil/Oyeneye 1998: 107). Was bedeutet Migration und der Verlust der wirtschaftlichen Argumentation von Polygynie für das Fortbestehen polygyner Eheformen? Kommt es durch den Kontakt mit rechtlich und christlich-religiös verankerten Monogamievorstellungen in Europa zu einer Infragestellung? Oder wird Polygynie zum Symbol von Luxus und Prestige, dem Migranten als Idolfiguren ihrer Herkunftsgesellschaft nacheifern?

Entschließen sich Männer dennoch ihrer Frauen nach Frankreich zu holen, dann lassen sich hinter ihrer Entscheidung auch religiöse Gründe vermuten. "Quand un homme fait venir sa femme ici c'est pas pour le bien c'est pour juste que vous vivez ensemble", so beurteilt Gueye die Situation nüchtern. Das islamische Recht, als eines der Fundamente der soninkischen Gesellschaftsorganisation, sieht vor, dass Ehepartner zusammenleben. Ob das islamische Recht und die glaubensgemäße Anwendung von Rechten und Pflichten soninkischen Frauen als Druckmittel zur Durchsetzung ihrer eigenen Wünsche, wie zum Beispiel dem Wunsch nach Familienzusammenführung, dienen kann, ist jedoch fraglich.

Zusammenfassend stelle ich fest, dass soninkische Frauen im Kontext der großfamiliären Organisation der Familie nach wie vor in sozialer und vor allem politischer Hinsicht marginalisiert. Die geschlechtsspezifischen Rollenzuschreibungen und der Status soninkischer Männer und Frauen werden, unabhängig von den Veränderungen in ihren ökonomischen Aktivitäten, festgeschrieben. Ähnliche Entwicklungen stellen auch Grawert et al. im Sudan, Burkina Faso oder dem Senegal fest (vgl. Grawert et al. 1994).

7.3.2 „Les grands ont raison“²⁴ oder das Ende der Hegemonie des Alters? – Kompromissverhältnis zwischen Alt und Jung

„Vieux“, „ancien“, „ainé“ oder „sage“ sind allesamt Termini, die das Alter würdigen. Diese Termini konzipieren die Alten weniger anhand körperlicher Kriterien des Älterwerdens sondern als soziale Klasse innerhalb der Gesellschaft. Diese Termini konstruieren die Alten als Generation (Ezembé 2009: 112). Die Autorität und die Dominanz des Alters gelten als Grundprinzipien der familiären, gesellschaftlichen und politischen Organisation der Soninké. Die Alten haben traditionell Entscheidungsmacht in Bezug auf Produktion und Redistribution von Ressourcen und den Zugang zu Land. Das Ansehen und die Macht eines Mannes (und auch einer Frau) wachsen mit dem Alter (Alber 2008: 3; Lauras-Lecoh 1990: 486).

Doch was passiert in Zeiten von Demokratie, formaler Schulbildung und Lohnarbeit mit der Hegemonie des Alters? Wie und warum verändern sich die Generationenverhältnisse? Hat Marièmes Aussage „Les grands ont raison“ in der soninkischen Gesellschaft noch Gewicht oder basiert die Macht der Alten nur noch auf dem moralischen und ideologischen Pflichtbewusstsein und dem Wohlwollen der Jungen? Mit welchen Strategien versucht die ältere Generation die Macht dort zu erhalten, wo die jüngere Generation dagegen ankämpft? Welche Rolle spielt Migration in diesem Zusammenhang?

7.3.2.1 Migration als Entmachtungsstrategie?

Bereits in den 1930er und 1940er Jahren dokumentierte das Rhodes-Livingstone Institute das südliche Afrika betreffend radikale Verschiebungen in den wirtschaftlichen Abhängigkeitsverhältnissen zwischen den Söhnen und den Vätern (Alber 2008: 4). Migration und der Übergang von der Subsistenzarbeit zur Lohnarbeit führten zu einer Abwertung des Status der Alten gegenüber den Jungen. Der Wandel der Generationenbeziehungen kann als direkte Konsequenz kolonialer Wirtschaftspolitik angesehen werden. Die Erhebung von Kopfsteuern in der Kolonialperiode setzte dem Tauschhandel ein Ende, sodass die Arbeitsmigration junger Männer zu Plantagen oder Minen zu einer gängigen Möglichkeit wurde sich Geldmittel zu beschaffen (Daum 1999: 387).

²⁴ „Die Erwachsenen haben Recht.“ (Interview_ E, Marième)

Heute wird die Migration zu einer Offensive der Jungen, um gegen die Übermacht den alteingesessenen politischen und wirtschaftlichen Machthabern gegenüber anzukämpfen. Die Jungen wissen, dass es abseits des Dorflebens andere Möglichkeiten gibt, ihre produktive Energie zu nutzen, als in der Subsistenzwirtschaft. Die Entscheidung Lohnarbeit anstatt oder ergänzend zur Subsistenzarbeit nachzugehen ist ein Schritt in die Unabhängigkeit von den sozialen Zwängen der Gesellschaft. Mit einem eigenen Gehalt können die Jungen zu den Haushaltsausgaben beitragen – eine Geste, die besonders von den Müttern gutgeheißen wird und das Ansehen innerhalb der Familie steigert. Das kollektive Engagement in Migrantenvereinen zur Entwicklung der Dorfstrukturen ist darüber hinaus ein breitenwirksames Instrument, um sich auch das Ansehen der Dorfgemeinschaft zu verschaffen, und leistet einen Beitrag zur Verfestigung der Position von Migranten als Entscheidungsträger in ihrer Herkunftsgesellschaft. Gleichzeitig entziehen sich junge Männer dadurch ein Stück weit der Kontrolle ihrer Väter oder des *kāgumme*. Sie stärken ihre eigene wirtschaftliche Verhandlungsposition und fordern die Macht der Alten heraus, die durch den Mangel an männlicher Arbeitskraft und aufgrund schlechter ökologischer Bedingungen ihrer Rolle als Familienerhalter nicht mehr gerecht werden können (Lauras-Lecoh 1990: 487; Alber 2008: 8; Quiminal 1991: 22). Abzuwandern ist für junge Migranten also einerseits die Hoffnung auf Autonomie in einer Aufnahmegesellschaft aber gleichzeitig auch Mittel um den Zugang zu gewissen „droits d’ainesse“ in der Herkunftsgesellschaft zu beschleunigen. „Le départ a pour objectif le retour à une place honorable.“ (Quiminal 1991: 22)

Auf der anderen Seite zeigt der Fall Dembas, der von seinen Eltern, als er gerade einmal volljährig war, gegen seinen Willen als „Brotverdiener“ nach Frankreich geschickt wurde, dass Migration der Söhne nicht nur aktive Strategie dieser war, sondern dass es teilweise die Eltern selbst waren, die durch das Entsenden der Söhne in die Migration die intergenerationalen Reziprozitätsbeziehungen, die das Fortbestehen der *Lineage* dort, wo es keine sozialstaatlichen Organe gibt, sichern, ins Wanken brachten. Wenn Eltern nicht mehr in der Lage sind, für ihrer Kinder ausreichend zu sorgen, die wirtschaftliche Abhängigkeit der Jungen von den Alten ins Gegenteil verkehrt wird und Kinder mehr Autonomie einfordern, beginnt der Generationenvertrag zu bröckeln und den moralischen Pfeilern der Gesellschaft wird ein jähes Ende prophezeit (Alber 2008: 8).

7.3.2.2 Kompromissverhältnis zwischen Migranten und dem *kāgumme*

Im Fall der Soninké bleibt das Abhängigkeitsverhältnis zwischen Vater und Sohn vorerst bestehen. Mit der Emigration der Söhne bekommt es jedoch ein neues Gewand. Quiminal (1991:127) stellt fest, dass sich das Verhältnis zwischen Jung und Alt von einem Verhältnis zwischen Machthabern und Machtlosen zu einem Kooperationsverhältnis gewandelt hat. Vor allem um das Machtgefälle in den Geschlechterverhältnissen aufrecht zu erhalten, spielen die Migranten die Remittances den „chefs de famille“ und den *kāgumme* zu, die die finanziellen Mittel verwalten und so weiterhin die Kontrolle über die Verteilung der Ressourcen besitzen. Die Frauen und Kinder des Migranten, die während deren jahre- oder jahrzehntelangen Abwesenheit unter der Verantwortung des *kāgumme* lebten, stellen für diesen ein wirksames Druckmittel dar, wenn es darum geht, finanzielle Ansprüche geltend zu machen. Die vor Ort zurückbleibenden Familienmitglieder versucht der *kāgumme* gleichzeitig glauben zu machen, dass der Erhalt der Familie nach wie vor von den Erträgen der Landwirtschaft abhängig ist. Das Überleben der Familie sei durch den vollen Speicher gewährleistet, für den der *kāgumme* verantwortlich ist. Das Geld der Migranten sei nur Mittel um ein eventuelles Defizit in der Haushaltskasse auszugleichen. Tatsache ist jedoch, dass die Transferleistungen der Migranten die subsistenzwirtschaftlichen Mittel weitaus überschreiten. Das wissen auch die Alten. Die Migration der Jungen ist die einzige Möglichkeit das System der Autosubsistenz zu erhalten, auch wenn die Migration die Macht der Alten herausfordert (Quiminal 1991: 127; Lanly 1995: 5).

Zu diesem Zweck versuchen die Alten die Abwanderung der Frauen und Kinder im Rahmen der Familienzusammenführung zu verhindern. In dem Moment, wo der Migrant die Entscheidung trifft, seine Frau und Kinder, also die Kernfamilie, nach Frankreich zu holen, ist davon auszugehen, dass die Transferleistungen abnehmen und der *kāgumme* zusätzlich Macht verliert. Doch alleine die schwierigen Aufnahmebedingungen und die Unmöglichkeit des sozialen Aufstiegs in Frankreich machen es den Soninké schwer die Heimat zu vergessen. Der komplette Bruch mit der Familie ist nicht vorstellbar. Durch ihre Transferleistungen tragen die Migranten dazu bei, dass das System der Autosubsistenz erhalten bleibt, und perpetuieren dadurch auch die Autorität des *kāgumme*, dessen Position sie irgendwann selbst einzunehmen hoffen (Quiminal 1991: 19, Quiminal 1991: 123).

De manière insidieuse et positive, la soumission aux anciens est contestée. Les émigrés assument leurs devoirs plutôt qu'ils ne répondent à des obligations. Ils sont co-

responsables des besoins de leur famille. En tant que tels ils sont en droit d'intervenir sur les moyens les plus appropriés pour les satisfaire et d'exercer un contrôle, même limité, sur l'utilisation de leur argent. La coopérative ouvre la voie à la réalisation de cette exigence. Cette dernière ne prend pas la forme d'une rupture avec la famille étendue au profit d'une famille mononucléaire, mais bien plutôt celle d'un compromis. Le respect des anciens est sans cesse réaffirmé et attesté. Les formes continuent, le contenu a changé. Ce n'est plus l'autorité des anciens qui est respectée, mais le besoin qu'ils ont désormais d'être assistés dans leur rôle. Le respect n'exprime plus la dépendance mais une prise en mains de l'avenir de la famille par le truchement d'une action collective à l'échelle du village. (Quiminal 1993: 7)

Die erstarkende Position junger Migranten anzuerkennen und einen Kompromiss mit ihnen einzugehen, ist für die „chefs de famille“ die einzige Möglichkeit, ihre Autorität den Kindern und Frauen gegenüber zu wahren. Quiminal bringt diese aktuelle Situation der Generationenverhältnisse auf den Punkt: „[I]l faut accepter de perdre un peu d'autorité afin de la conserver.“ (Quiminal 1991: 9)

7.3.2.3 Eheschließung – wer entscheidet?

Eine Ebene, auf der sich die Beschneidung der Entscheidungsmacht der Väter und des *kāgumme* manifestiert, ist die Eheschließung. Es bestand einst die Pflicht, dass heiratswillige Männer die Erlaubnis ihres Vaters, des *kāgumme* und auch eines Marabouts einholen mussten um heiraten zu können. Das Pflichtverhältnis gegenüber dem Vater war ökonomisch begründet, denn nur wenn der Sohn genügend finanzielle Mittel hatte, um für die Hochzeit und das Brautgeld aufzukommen, konnte er ohne die Erlaubnis seines Vaters heiraten. Da die Verwaltung der Ressourcen jedoch in der Hand des Vaters bzw. des Familienoberhauptes lagen, waren die finanziellen Möglichkeiten begrenzt. Darüber hinaus war der Vater des Heiratsanwärters maßgeblich in den Verlobungsprozess, der mehrere Monate andauern konnte, eingebunden. (Saint-Père 1925: 95ff.) Die Zustimmung seines Vaters zu seiner Verlobung zu holen und ihn in die Verlobungs- und Hochzeitsvorbereitungen einzubinden, gehört nach wie vor zum guten Ton, genauso wie der Vater das Heiratsvorhaben seines Sohnes absegnet, um seine Autorität nicht untergraben zu sehen. Das Machtverhältnis zwischen Vater und Sohn hat sich nach Angaben Abdous verschoben und ist einem Kompromissverhältnis gewichen.

L'ainé reste l'ainé, l'ancien est respecté! Maintenant le pouvoir, l'emprise qu'il avait sur les jeunes n'est plus la même: à dire que maintenant c'est une espèce de compromis ou

d'adhésion. Moi, je dit c'est par respect, je te confie telle chose, que je viens te demander par exemple l'autorisation pour me marier, dans le temps tu me disais non, ça va être „non“, mais aujourd'hui je vais te le dire, c'est à toi de comprendre que c'est juste une façon pour moi de reconnaître ton droit d'aînesse, mais ça ne veut pas dire que tu as le pouvoir de m'en empêcher. Donc il vaut mieux pour toi si tu ne veux pas devenir un roi nu. „Ah d'accord c'est bien merci de m'avoir fait cet honneur là etc.“ Donc je bénis le mariage, plutôt que de courir le risque de dire: „Je m'y oppose“ et de voir quand même la personne le faire, là il va défier ton autorité et tu n'y pourras rien. Ça c'est un cas que j'ai rencontré à Kaédi. (Interview_B, Abdou)

Auch die Situation junger Frauen hat sich in den letzten Jahrzehnten verändert. Noch in den 1970er Jahren, so Cheickh, hatten jungen Frauen die Auswahl des Bräutigams betreffend „gar nichts zu melden“: „Elles avaient même pas à ouvrir leurs bouches“ (Interview_G, Cheickh). Das Recht den vom Vater auserwählten Zukünftigen abzulehnen stand einer jungen Frau nicht zu. Es lag einzig im Ermessen des Vaters (oder der Onkel) zu prüfen und zu entscheiden, wem er seine Tochter zur Frau gibt. (Saint-Père 1925: 92f.). Mittlerweile haben auch Frauen in Bezug auf die Hochzeitsentscheidungen mehr Mitbestimmungsrecht erlangt. Demba erklärt, dass es heutzutage kaum noch vorstellbar ist, eine junge Frau ohne ihre Zustimmung zu verheiraten:

La fille, elle fait semblant qu'elle sait rien. Le jeune garçon, il envoie ses émissaires, il dit voilà, „Je veux la main de telle et telle“, et la fille, ils se voient en cachette, il y a des comptes rendus, on se voit quand même. Le père dit : „Oui, je vous ai entendu“, il retourne, il envoie la maman, „Toi, tu es plus proche de ta fille, il faut lui parler voilà, il y a tel qui est venu, si elle est pour, si elle est pas pour, voilà quoi, tu peux pas la forcer.“ Aujourd'hui en Afrique, dans mon village et je sais la plupart des villages aussi c'est pareil. [...] Du moment qu'elle est consentante, voilà. Si elle est pas d'accord, on est pas dedans quoi parce que on ne peut pas obliger à aimer la personne. C'est pas moi qui vais vivre avec la personne. Donc c'est à elle, c'est à elle de décider. (Interview_F, Demba)

Gleichzeitig muss jedoch auch festgehalten werden, dass sich eine soninkische Frau im Extremfall aus Respekt vor ihrem Vater seinem Willen beugt. Auch wenn manche Familien ihre Vorstellungen von Ehe an das Bild einer Liebesheirat angepasst haben, sind arrangierte Hochzeiten, in denen Zwang – mit welchen Mitteln diesem auch Ausdruck verliehen wird, sei es durch soziale Kontrolle, emotionale Erpressung oder die Anwendung körperlicher Gewalt – eine Rolle spielt bzw. spielen kann, dennoch nicht zu Ausnahmephänomenen geworden.

7.3.2.4 Säkulare Bildung und traditionelle Autorität

Doch die Hegemonie des Alters wird nicht nur durch die Abwesenheit der Migranten und durch das wirtschaftliche Abhängigkeitsverhältnis von Remittances herausgefordert. Eine Institution, die in einem Konkurrenzverhältnis mit der Autorität des Alters steht und diese hinterfragt und nachhaltig herausfordert, ist die Schule. Die formale Schulbildung tritt mit den familiären Erziehungsmethoden und -inhalten in Konkurrenz und ergänzt oder ersetzt in der Familie gelernte Grundsätze. „En Afrique, un vieillard qui meurt, c’est une bibliothèque qui brûle“. Diese Aussage des malischen Schriftstellers Amadou Hampaté Bâ wird gerne und häufig zitiert um zu verdeutlichen, dass afrikanische Gesellschaften orale Gesellschaften sind. Dort wo die Tradition der Schrift nicht existiert, fungiert die ältere Generation als Wissensträger. Im Sinne des Sprichwortes „Wissen ist Macht“ waren die Alten traditionell die Machthaber der Gesellschaft. Laut Peil und Oyeneye (1998: 132) ist die Autorität von Eltern – vor allem von jenen, die Analphabeten sind – besonders in den ersten Schuljahren, wenn Kinder von dem Wissen und der Autorität des Lehrers beeindruckt sind, in Gefahr. Dazu kommt, dass viele Lehrer jünger sind als die Eltern, sodass die Kinder die Gültigkeit der Hegemonie des Wissens der Alten in Frage stellen und die Alten in ihrer Macht beschnitten werden. Diese Tendenz erkennt auch Cheikh:

Les jeunes en s’instruisant, en s’informant sur des disciplines, plein de disciplines, ont tendance de mettre plein de préjugés en question. Ça met en question le pouvoir des aînés, donc du coup la transmission c’est plutôt un choc. Donc du coup la transmission est problématique quoi, la transmission au niveau des mariages aussi, moi honnêtement je parle de mon cas, quand j’étais au pays, il y a beaucoup de choses que j’avais accumulé, mais le fait que je sois en France et que je continue mes études ici, m’a permis aussi de remettre plein de choses en question en me disant, que finalement c’était si léger quoi. (Interview_G, Cheikh)

Vor diesem Hintergrund, dass viele Migranten sich in Frankreich als Analphabeten durchschlagen mussten, war das Anliegen der Migranten, ihren Kindern eine Schulbildung zu ermöglichen, ein Thema, welches von Beginn an von Bedeutung war. Bei den lokalen Autoritäten stieß der Wunsch der Migranten Schulen zu bauen aber zunächst auf Ablehnung. Die lokalen Autoritäten mobilisierten bereits seit 50 Jahren die Bevölkerung gegen jegliche Schulbauinitiativen der (ehemaligen) Kolonialregierung. Damit verbunden war die Angst um die Säkularisierung ihrer Gesellschaft und die Beschneidung ihres Einflussbereiches als Wissensträger ihrer Gesellschaft (Quiminal 1991: 178). Auch wenn sie nach ihrer Meinung nicht

gefragt wurden, hatten auch die Mütter eine Meinung zum Schulbau: In dem Moment, wo die Kinder auch im Heimatdorf in die Schule gehen konnten, ging den Frauen ein Legitimationsargument für ihre Auswanderung im Rahmen der Familienzusammenführung verloren. Außerdem war der Schulbesuch der Kinder, im Besonderen der Schulbesuch der Mädchen, für Mütter mit mehr Arbeit und Verpflichtungen verbunden. Denn die Mädchen, die im Schulalter sind, fallen als Hilfe im Haushalt und bei der Versorgung der kleineren Geschwisterchen aus. Erst nach jahrelanger Überzeugungsarbeit wurde schließlich im Jahre 1986 der Bau der Schule in Gagny abgesegnet (Quiminal 1991: 194ff.). Von einem ähnlichen Fall des Widerstands gegen den Schulbau berichtet Blion (2002: 239). Die Skepsis der Dorfgemeinschaft konnte erst dadurch überwunden werden, dass die Migranten ein alternatives Schulmodell mit einem Alphabetisierungsschwerpunkt in den Landessprachen vorschlugen.

Um die Dominanzverhältnisse gegenüber der jungen Generation aufrecht zu erhalten, ist die Erziehung der Kinder immer noch sehr autoritär. Die Generationenbeziehungen basieren auf Gehorsam und Respekt, denn man schuldet denjenigen Respekt, die mehr Lebenserfahrung haben als man selbst. Persönliche Ziele und Ambitionen werden den kollektiven Bedürfnissen der Familie nachgereiht.

Marième weist wiederholt darauf hin, wie wichtig es ist, die Eltern und die Alten zu respektieren. Auf die Frage hin, ob sie die Erziehungsmethoden und die Inhalte ihrer Erziehung nie in Frage gestellt hat, sagt sie ganz klar „Non, jamais! Jamais!“. Eine mögliche Erklärung für die absolute Autorität von Marièmes Eltern liegt im Konzept des „*duwa renme*“, des „*enfant béni*“. Ein „*enfant béni*“ ist bei den Soninké ein Kind, welches seinen Eltern Gutes tut, sich um sie kümmert, ihnen gehorcht. Man sagt, dass nur ein „*enfant béni*“, das Leben bewältigen kann und die Ziele, die es sich fürs Leben setzt, auch erreichen kann. Ein „*enfant béni*“ ist nicht mit Sorgen konfrontiert und wenn das Schicksal ihnen dennoch einen Streich spielen sollte, dann finden sie immer einen guten Weg damit umzugehen. Allah hat dieses Kind gesegnet, weil es seine Eltern respektiert hat. Es heißt, wenn du deine Eltern respektierst, findest du einen guten Mann, wenn du deinen Mann respektierst, wirst du brave Kinder haben (Interview_E, Marième). Kann man also behaupten, dass die absolute Autorität der Eltern gegenüber den Kindern auf dem Konzept der „*bénédiction*“ – der Segnung – als spirituelles oder religiöses Kontrollinstrument fußt? Ich denke, dass besonders bei jungen Mädchen, deren traditionelle Lebensaufgabe darin besteht, eine gute Ehefrau und Mutter zu sein, der Glaube an die „*bénédiction*“ ein wirksames Instrument darstellt.

7.3.3 „Le mariage est devenu un casse-tête chinois pour certains hommes“²⁵

– Konkurrenz zwischen unverheirateten Männern und Misstrauen zwischen Migranten und Heiratsanwärterinnen

Die Migration nach Europa und der Mythos von Wohlstand und Reichtum, der damit verbunden ist, haben am heimischen Heiratsmarkt eine Konkurrenzsituation zwischen den Migranten und den so genannten „blédards“²⁶ geschaffen. Während, so Cheickh, 60-jährige Migranten 20-jährige Mädchen heiraten, stehen die Chancen von vor Ort lebenden, unverheirateten Männern im direkten Konkurrenzkampf mit den Migranten schlecht. Die finanzielle Situation eines heiratswilligen jungen Mannes entscheidet über seine Chancen am Heiratsmarkt. Ein Mann, der seiner Frau und seiner Familie keine Zukunftsperspektiven bieten kann, hat oft einen entscheidenden Nachteil. Viele Frauen nehmen lieber in Kauf einen Mann zu heiraten, der abwesend ist und dessen Kinder „alleine“ groß zu ziehen, aber dabei die Sicherheit zu haben, dass ihr Ehemann die Kinder auch ernähren kann, als sich mit einem „blédard“ zufrieden zu geben (Interview_F, Cheickh). Außerdem sehen die Frauen in der Hochzeit mit einem Migranten selber die Chance abwandern zu können und in der Stadt zu leben. Sie versprechen sich von dem Leben in der Stadt bessere Bildungschancen für ihre Kinder, bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen sowie Wohlstand. Weiters freuen sie sich auf das interessante Waren- und Freizeitangebot, welches sie aus den Erzählungen der Migranten und durch das Fernsehen kennen (Rheingans 1994: 85).

Levitt (2001) veranschaulicht, dass Frauen in der Dominikanischen Republik ausschließlich Migranten heiraten wollten, weil sie als ideale Ernährer und Lebenspartner wahrgenommen werden. Levitt und Glick Schiller (2008: 291) gehen davon aus, dass sich die Vorstellungen von funktionierenden Ehen und passenden Partnern durch die „gegenderde“ Lebensführung, die ihnen zugeschrieben wird, anpassen.

²⁵ „Die Heirat bereitet manchen Männern Kopfzerbrechen.“ (Interview_G, Cheick)

²⁶ „bléd“ wird von afrikanischen Migranten umgangssprachlich als Synonym für die Heimat verwendet. „blédard“ ist eine abschätzige Bezeichnung für jemanden migrantischer, respektive (nord)afrikanischer Herkunft („issu de l’immigration“); es ist aber auch eine gängige Bezeichnung von Migranten für in der Heimat zurückgebliebene Mitbürger. Am ehesten ist dieser Begriff mit der dem umgangssprachlichen Ausdruck „Hinterweltler“ zu vergleichen.

Der Kampf der zurückbleibenden Männer um soziale Anerkennung in ihrer Gesellschaft treibt diese erneut in die Migration. Abwanderung scheint nach wie vor die einzige alternative Lebensstrategie zu sein. Klein-Heßling und El-Sammani (1994: 29) dokumentieren, wie die Migration junger Männer in Anbeled (Nubien) zu einem strukturellen Fixpunkt im Leben junger Männer wird. Kandel und Massey (2002 zit. nach Levitt/Glick Schiller 2008: 291) erkennen in der transnationalen Migration mexikanischer Gemeinschaften sogar eine Migrationskultur, in der die Migration jungen Männer zur Norm wird.

Ihrerseits begegnen heiratswillige Migranten dem Interesse von potenziellen Heiratsanwärterinnen misstrauisch. Cheick vermutet dahinter nämlich eher finanzielles Interesse als emotionale Verbundenheit. Er fragt sich, ob manche Mädchen, die ihm schöne Augen machen, aufrichtige Gefühle ihm gegenüber haben oder ob es daran liegt, dass er im „Okzident“ lebt. Um die Situation zu verdeutlichen skizziert er ein Szenario wie es sich in seinem Umfeld abgespielt hat:

Je connais quelqu'un qui voulait se marier avec sa propre cousine – parce que en fait, le mariage préférentiel en milieu soninké c'est entre cousin et cousine – du coup la cousine n'était pas d'accord parce que le mec, il était qu'un instituteur. Du moment où il a eu le visa pour aller en Europe la fille, elle a accepté, mais lui, il a dit non. Ça prouve que le côté matériel est là quoi. (Interview_G, Cheickh)

Die Schuld für die Omnipräsenz materieller Werte am Heiratsmarkt sucht Cheick auf beiden Seiten. Indem die Migranten ihrem sozialen Umfeld zu Hause die tatsächlichen Lebensumstände in Frankreich verschweigen und bei ihrer Rückkehr „wie die Könige leben“, tragen sie zum Fortbestehen der Illusion von Europa als paradiesische Oase bei, um ihr eigenes Gesicht zu wahren. (Interview_D, Fatou; Interview_G, Cheick).

Tout le monde est fautif dans le système parce que les gens ici, ils travaillent ici 12 mois, ils économisent, ils vont là-bas, en l'espace d'un mois ils gaspillent tout. Les gens qui sont là-bas ils voient ça. La femme qui est là-bas se dit, autant me marier avec quelqu'un qui vient avec une telle somme sans même connaître les conditions dans lesquelles les gens travaillent ici pour gagner cette somme d'argent, mais ils sont prêts à aller gaspiller ça en l'espace d'un mois pour des raisons ostentatoires quoi. Et puis si deux personnes sont en liste d'une femme, chacun veut se marier, c'est celui qui va sortir le plus d'argent qui gagne quoi. (Interview_G, Cheickh)

Anhand dieses Beispiels zeigt sich eine neue Facette von Migrationsmotiven, wo Migration nicht nur Strategie zum Erhalt von Familie ist, sondern zur Voraussetzung wird, um überhaupt

eine Familie zu gründen. Weiters wird deutlich, wie stark die Beziehungen zwischen Migranten und *left behinds* vom Geld bestimmt sind.

8 Schlusswort

Die Abwanderung in die Lohnarbeit und die räumliche Dispersion von Familien ist nicht nur Ursache für die Transformation von großfamiliären Strukturen sondern auch Strategie zu deren Erhalt. Die Migration der Soninké wurde zunächst im Kontext der *New Economics of Migrations* als kollektive Strategie zur Risikominimierung vor Einkommensausfällen erklärt und später als Konsequenz der Verschlechterung der ökonomischen und ökologischen Situation im Senegaltal als Bewältigungsstrategie verstanden. Die Migration von meist jungen Männern im arbeitsfähigen Alter und ihre Rücksendungen verfolgten die Intention die Funktion des *kā* als Wirtschaftseinheit, in der die Produktion und die Verteilung von Ressourcen innerhalb der Großfamilie stattfinden, zu erhalten.

Das Entsenden von Remittances als Ausdruck transnationalen Handelns ist Teil einer Doppelstrategie: Neben der Funktion von Remittances als konservierendes Element zur Erhaltung der Basis der subsistenzwirtschaftlichen Organisation der Familie, sind Remittances ein zentrales Steuerungs- und Gestaltungsinstrument mit dem Migranten auf die Entwicklungen am Herkunftsort bewusst und unbewusst Einfluss nehmen können. Migranten konnten durch individuelle und kollektive Remittances in den letzten Jahrzehnten essentielle Bereiche der sozialen Infrastruktur ausbauen bzw. aufbauen und einen positiven Beitrag zur Erleichterung der Lebensbedingungen in ihren Herkunftsfamilien leisten. Als Motoren ländlicher Entwicklung und als Modernisierungskräfte sind Migranten der Stolz der Heimatgemeinschaft. Durch die bedeutende Rolle als Familienerhalter, die ihnen durch die Migration oft wider Willen zu Teil wurde, konnten sie eine Aufwertung ihres Status in der Herkunftsgesellschaft erleben. Als Symbol des sozialen Aufstiegs zu gelten ist jedoch mit einer hohen finanziellen und emotionalen Belastung verbunden. Die Selbstverständlichkeit mit der die *left behinds* sich auf die Remittances ihrer Familienmitglieder im Ausland verlassen, schafft ein Spannungsverhältnis zwischen Migranten und *left behinds*. Das idealisierte Bild, welches einerseits die Migranten vom Lebensalltag der Herkunftsfamilie zeichnen und auf der anderen Seite die romantischen Vorstellungen der Herkunftsfamilie von einem Leben im Wohlstand in Europa konstruieren ein verzerrtes Bild vom Lebensalltag der jeweils anderen und schaffen eine Atmosphäre geprägt von Frust, Neid und vor allem Misstrauen. Migranten beklagen einen *moral hazard*-Effekt der Remittances auf die Arbeitsleistung der zurückgebliebenen Familienmitglieder.

Das heisst, dass weil die *left behinds* die Remittances im Kontext einer „*convention collective*“- als eine Art Familienvertrag- als selbstverständlich wahrnehmen, sie sich in der subsistenzwirtschaftlichen Produktion weniger anstrengen sodass die Erträge sinken und das finanzielle Abhängigkeitsverhältnis von den Migranten kontinuierlich steigt. Dennoch schicken Migranten aus einer Vielzahl komplexer und teils nicht klar abgrenzbarer Gründe weiterhin Geld an ihre Familien. Eine Strategie der Migranten um sich ein Stück weit dem finanziellen und emotionalen Druck ihrer Familien zu entziehen ist ihr Engagement in Vereinen. Auf diese Art und Weise können sie engagieren ohne dem direkten Druck der persönlichen Beziehungen ausgesetzt zu sein.

Doch entgegen der Behauptungen meiner Interviewpartner können ihre Remittances den Arbeitskräftemangel, der durch ihre Abwesenheit entstanden ist, scheinbar nicht kompensieren. Dort wo Remittances immer unregelmäßiger werden bzw. wo Remittances von den Familienoberhäuptern zu Prestigebildung missbraucht wird, kommt es zu einer Verlagerung von Arbeitskraft, die sich besonders in einer Mehrfachbelastung von Frauen und Kindern ausdrückt, während bei jungen *left behind* Männern durch die Einführung neuer Produktionsmittel eine Entlastung festzustellen ist. Die Abwanderung der Männer hat also einen kontrastierenden Effekt auf den wirtschaftlichen Status von *left behinds*. Das strukturelle Abhängigkeitsverhältnis von Frauen vom Boden und von Remittances verstärkt sich.

Indem Migranten die Remittances den Familienoberhäuptern oder einem anderen männlichen Familienmitglied zuspielen und die Kontrolle über Ressourcen nach wie vor in männlicher Hand bleibt, leisten sie einen Beitrag dazu, dass strukturell und gesellschaftlich verankerte Rollenzuschreibungen hinsichtlich der Konstruktion von Männern als Brotverdiener und der Konstruktion von Frauen als Hausfrauen und Mütter fortgeschrieben werden. Dazu kommt, dass junge Frauen durch die Abwesenheit ihrer Ehemänner verstärkt unter der Kontrolle ihrer Schwiegermütter, die ihnen oftmals penible Aufgaben im Haushalt übertragen. Die Mehrbelastung vor allem junger Frauen und auch der emotionale Druck der auf kinderlosen Frauen lastet, wenn sie in der kurzen Zeit im Jahr wenn ihr Mann zu Hause ist nicht schwanger werden, lassen auch bei Frauen den Wunsch zu wandern entstehen.

Um die geschlechterspezifischen Rollenzuschreibungen aufrecht zu erhalten musste die ehemals hegemoniale Machtverhältnis zwischen Jung und Alt einem Kooperationsverhältnis wei-

chen. Denn sowohl die Familienoberhäupter als auch die Migranten versuchen Frauen und Kinder am Herkunftsort zu halten. Die Migranten sind eingeschüchtert von den negativen Schilderungen derer, die ihre Frauen nach Frankreich geholt haben. Die Patriarchen sind durch die sich verschlechternden wirtschaftlichen und ökologischen Rahmenbedingungen zunehmend unter Druck geraten und sind abhängig von den Geldrücksendungen der Migranten um die Familie zu ernähren. Würden die Familien abwandern geht nicht nur eine Einkommensquelle sondern auch ein Teil ihrer Autorität verloren.

Die Migranten sind in einem inneren Zwiespalt, denn einerseits sind sie diejenigen die den Wandel in ihrer Gesellschaft angetrieben haben, gleichzeitig sind sie aber konservierende Kräfte wenn es um den Erhalt von Strukturen und Traditionen in der Heimat geht, welche oft nur als Illusion in ihren Köpfen weiterhin Bestand haben.

Literatur

- ADAMS, Adrien (1977): Le long voyage des gens du Fleuve. Paris: Librairie François Maspero.
- ALBER, Erdmute (u.a.) (Hrsg.) (2008): Generations in Africa. Connections and conflicts. Berlin (u.a.): LIT.
- AZOULAY, Muriel; QUIMINAL, Catherine (2002): Reconstruction des rapports de genre en situation migratoire : femmes „ réveillées „, hommes menacés en milieu soninké. In : VEI enjeux, 128, S.87-101. <http://www.cndp.fr/archivage/valid/17338/17338-4224-4031.pdf> [Zugriff: 12.02.09]
- BA, Cheikh Oumar (1998): Migrations régionales et relations de genre dans la vallée du fleuve Sénégal. In: Africa Development, 23, 3, S.95-119.
- BAROU, Jacques (1978): Travailleurs africains en France. Collection actualité- recherche. Grenoble: PUG.
- BAROU, Jacques (2002): Les immigrations africaines en France au tournant du siècle. In: Hommes et migrations, 1239, S.6-18.
- BASCH, Linda (u.a.) (1994): Nations unbound: transnational projects, postcolonial predicaments, and deterritorialized nation-states. Amsterdam: OPA.
- BIAO, Xiang (2007): How far are the left-behind left-behind? A preliminary study in rural China. In: Population, space and place, 13, S.179-191.
- BLION, Reynald (2002): South of North: European immigrants' stakeholdings in Southern development. In: Bryceson, Deborah Fahy; Vuorela, Ulla (Hrsg.): The transnational family. New European frontiers and global networks. New York: Berg, S. 231-244.
- BOSERUP, Ester (1982): Die ökonomische Rolle der Frau in Afrika, Asien, Lateinamerika. Stuttgart: Edition Cordeliers.

- BREUER, Rita (1998): Familienleben im Islam. Traditionen- Konflikte -Vorurteile. Freiburg, Breisgau/Freiburg: Herder
- BRYCESON, Deborah Fahy; VUORELA, Ulla (Hrsg.): The transnational family. New European frontiers and global networks. New York: Berg.
- CHANT, Sylvia; CRASKE, Nikki (2003): Gender in Latin America. London: Latin America Bureau.
- CHANT, Sylvia (1991): Women and survival in Mexican cities: Perspectives on gender, labour markets, and low-income households. Manchester: Manchester University Press.
- CHARLES, Delphine (2006): Ces migrants qui aident leur pays! In: Africa International, 396, S.12-13.
- CONWAY, Dennis; COHEN, Jeffrey H. (1998): Consequences of migration and remittances for Mexican transnational communities. In: Economic geography, 74, 1, S. 26-44.
- DAUM, Christophe (1995): Les migrants, partenaires de la coopération internationale. Le cas des Maliens de France. Paris: OECD. <http://www.oecd.org/dataoecd/15/59/1919898.pdf> [Zugriff: 05.11.06.]
- DAUM, Christophe (1998): Les associations des maliens en France. Migration, développement et citoyenneté. Paris: Karthala.
- DAUM, Christophe (1999): Migrations, lien au pays d'origine et développement. In: Immigration et intégration, l'état des savoirs, S.385-390.
- DAUM, Christophe (2007): Migration, retour, non-retour et changement social dans le pays d'origine. In: Petit, Véronique (Hrsg.): Migrations internationales de retour et pays d'origine, Paris: Centre Population et Développement (CEPED), S.157-169.

- DE HAAN, Arjan (u.a.) (2002): Migration, livelihood and institutions: Contrasting patterns of migration in Mali. In: The journal of development studies, 38, 5, S.37-58.
- DEMUTH, Karin; KIRCHEBNER Doris (2003): Leben in der Großfamilie: Aspekte von Kindsein und Erwachsenwerden in Afrika. In: Internationales Afrikaforum, 39, 1, S.87-92.
- DOUMIT EL KOUHRY, Arlène (1994): Les femmes chefs de famille. Etat de la recherche et réflexions méthodologiques. In: Basilliat, Jeanne: Femmes du Sud, chefs de famille. Paris: Karthala, S.13-49.
- ELLIS, Frank (1998): Household strategies and rural livelihood diversification. In: The journal of development studies, 35, 1, S.1-38.
- EZEMBE, Ferdinand (2009): L'enfant africain et ses univers. Paris: Karthala.
- FAIST, Thomas (2000): Grenzen überschreiten. Das Konzept transstaatlicher Räume und seine Anwendung. In: Faist, Thomas (Hrsg.): Transstaatliche Räume. Bielefeld: transcript, S.9-57.
- FAIST, Thomas (2010): Diaspora and Transnationalism: What kind of dance partners? In: Bauböck, Rainer; Faist Thomas (Hrsg.): Diaspora and Transnationalism. Concepts, theories and methods. Amsterdam: Amsterdam University Press.
- FLICK, Uwe (2010): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung, 3.Auflg. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- FOCUS MIGRATION (2006): Rücküberweisungen- Brückenschlag zwischen Migration und Entwicklung? Kurzdossier 5, S.1-8.
- FROSCHAUER, Ulrike; LUEGER, Manfred (2009): Interpretative Sozialforschung. Der Prozess. Wien: Facultas.

- GARDNER, Kathy (2000): Global migrants, local lives. Travel and transformation in rural Bangladesh. Oxford: Clarendon Press.
- GOLDRING, Luin (2001): Disaggregating transnational social spaces: Gender, place and citizenship in Mexico- US transnational spaces. In: Pries, Ludger (Hrsg.): New transnational social spaces: International migration and transnational companies. London: Routledge.
- GRAU, Ingeborg (u.a.) (1997): „The marriage rite is never completed“: Die Entwicklung in Afrika südlich der Sahara. In: Mitterauer, Michael; Ortmayr, Norbert (Hrsg.): Familie im 20. Jahrhundert. Traditionen, Probleme, Perspektiven. Wien: Südwind, S.137-165.
- GRAWERT, Elke (Hrsg.): Wandern oder bleiben? Veränderungen der Lebenssituation von Frauen im Sahel durch die Arbeitsmigration der Männer. Münster (u.a.): LIT.
- GUBERT, Flore (2005): Migrant remittances and their impact on development in the home economies. The case of Africa. In: OECD: Migration, remittances and development. Paris: OECD, S. 41-59.
- GUPTA, Sanjeev; PATILLO, Catherine A. (2009): Effect of remittances on poverty and financial development in Sub-Saharan Africa. In: World Development, 37, 1, S.104-115.
- HADI, Abdullahel (2001): International migration and the change of women's position among the left-behind in rural Bangladesh. In: International journal of population geography, 7, S.53-61.
- HAHN, Hans Peter; KLUTE Georg (2007): Cultures of migration. African perspectives. Berlin: LIT.
- HAMMER, Thomas (1999): Nachhaltige Entwicklung im Lebensraum Sahel. Ein Beitrag zur Strategietheorie ländlicher Entwicklung. Münster (u.a.): LIT.
- HEULER-NEUHAUS, Werner (1994): Mit den Frauen verliert auch die dörfliche Gemeinschaft die Initiative. Gesellschaftliche und ökologische Auswirkungen von Migration in der Provinz

Yatenga (Burkina Faso). In: Grawert; Elke (Hrsg.): Wandern oder Bleiben? Veränderung der Lebenssituation von Frauen im Sahel durch die Arbeitsmigration der Männer. Münster (u.a.): LIT. S.133-156.

KANE, Francine ; LERICOLLAIS, André (1975): L'émigration en pays soninké. http://horizon.documentation.ird.fr/exl-doc/pleins_textes/pleins_textes_4/sci_hum/01326.pdf [Zugriff: 05.11.06.].

KATSELI, Louka T. (u.a.): Policies for migration and development. A European perspective. Paris: OECD.

KLEIN-HESSLING, Ruth; EL-SAMMANI, Birgit (1994): "Die Mädchen wollen keinen Bauern heiraten. Ein Migrant ist besser". Ein sudanesisches Dorf am Tropf der Golfstaaten: "Anbeled". In: Grawert, Elke (Hrsg.): Wandern oder bleiben? Veränderungen der Lebenssituation von Frauen im Sahel durch die Arbeitsmigration der Männer. Münster (u.a.): LIT. S. 24-45.

KUYU MWISSA, Camille (2005): Parenté et famille dans les cultures africaines. Points de vue de l'anthropologie juridique. Paris: Karthala.

LAMNEK, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. 4. Aufl. Weinheim: Beltz.

LANLY, Guillaume (1995): Les immigrés de la vallée du fleuve Sénégal en France: de nouveaux acteurs dans le développement de leur région d'origine. <http://www.un.org/popin/fao/asso.fr.htm> [Zugriff: 03.11.06.]

LAURAS-LECOH, Thérèse (1990): Family trends and demographic transition in Africa. In: International social science journal, 42, 4, S.475-492.

LEVITT, Peggy; GLICK SCHILLER, Nina (2008): Conceptualizing simultaneity: A transnational social field perspective on society. In: Khagram, Sanjeev; Levitt, Peggy (Hrsg.): The transnational studies reader. Intersections and innovations. New York/Abingdon: Routledge, S. 284-299.

- LIBERCIER, Marie-Hélène; SCHNEIDER, Hartmut (1996): Migrants. Partners in development cooperation. Paris: OECD.
- LUEGER, Manfred (2010): Interpretative Sozialforschung. Die Methoden. Wien: Facultas.
- MABE, Jacob Emmanuel (Hrsg.) (2001): Das Afrika-Lexikon: ein Kontinent in 1000 Stichwörtern. Wuppertal: Hammer (u.a.).
- MAHLER, Sarah J.; PESSAR, Patricia R. (2009): Gender Matters. Ethnographers bring gender from periphery toward the core of migration studies. In: Six-Hohenbalken, Maria; Tošić, Jelena (Hrsg.): Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Wien: Facultas. S.205-229.
- MAHLER, Sarah J. (2002): Theoretical and empirical contributions toward a research agenda for transnationalism. In: Smith, Michael Peter; Guarnizo, Luis Eduardo (Hrsg.): Transnationalism from below. New Brunswick (u.a.): Transaction Publishers, S.64-102.
- MANCHUELLE, Francois (1997): Willing migrants. Soninke labor diasporas, 1848-1960. Athen: Ohio University Press (u.a.).
- MASSEY, Douglas S. (1990): Social structure, household strategies and the cumulative causation of migration. In: Population Index, 56, 1, S.3-26.
- MAZZUCATO, Valentina (2008): Transnational reciprocity: Ghanaian migrants and the care of their parents back home. In: Alber, Erdmute (Hrsg.): Generations in Africa. Connections and Conflicts. Münster: LIT.
- MEILLASSOUX, Claude (1975): L'esclavage en Afrique précoloniale. Paris: Maspero.
- MUSEKAMP, Simon (2008): Migranten, Migrations -und Entwicklungspolitik. Die französische Politik des Co-développement. COMCAD Working Paper, 50, Universität Trier.

http://www.uni-bielefeld.de/tdrc/ag_comcad/downloads/workingpaper_50_musekamp.pdf

[Zugriff:10.08.2010]

NYBERG SORENSEN, Ninna (2005): Migrant remittances, development and gender. Kopenhagen: DIIS.

NYBERG SORENSEN, Ninna (2006): The gender dimension of migrant remittances. In: Kurswechsel, 2, S.6-13.

PARNREITER, Christof (2000): Theorien und Forschungsansätze zu Migration. In: Husa, Karl (u.a.): Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21.Jahrhunderts. Frankfurt a. M./Wien: Brandes&Apsel/Südwind. S. 25-52.

PEIL, Margaret; OYENEYE, Olatunji (1998): Consensus, conflict and change. A sociological introduction to African societies. Nairobi (u.a.): East African Educational Publishers.

PENDLETON, Wade (2006): Migration, remittances and development in Southern Africa. In: Migration policies series, 44. Cape Town: Southern African Migration Project.

POLAT, Nurhak (2008): Zurückgeblieben: Auswirkungen der männlich dominierten Migration auf die Frauen im türkischen Dorf Hasanlar. Diplomarbeit, Universität Wien.

POLLET, Eric; WINTER, Grace (1971): La société soninké (Dyahunu, Mali). Brüssel: Editions de l'Institut de Sociologie de l'Université Libre de Bruxelles.

PORTES, Alejandro (2003): Theoretical convergencies and empirical evidence in the study of immigrant transnationalism. In: International Migration Review, 37, 3, S. 847-892.

PORTES, Alejandro (u.a.) (1999): The study oft Transnationalism: Pitfalls and promise of an emerged research field. In: Ethnic And Racial Studies, 22, 2, S . 217-237.

PRIES, Ludger (Hrsg.)(2001a): New transnational social spaces. International migration and transnational companies. London : Routledge.

PRIES, Ludger (2001b): Internationale Migration. Bielefeld: transcript.

QUIMINAL, Catherine (2009): Entreprendre une anthropologie des migrations: retour sur un terrain. In: Revue Européenne des Migrations Internationales, 25, 3, S.115-132.

QUIMINAL, Catherine (1993): Le rôle des immigrés dans les projets de développement et les formes de coopération possible à moyen terme dans la région du fleuve Sénégal. In: Migration et développement: un nouveau partenariat pour la coopération. Paris: ÖCD, S.1-15.
[http://www.oecd.org/officialdocuments/publicdisplaydocumentpdf/?cote=OCDE/GD\(93\)56&docLanguage=Fr](http://www.oecd.org/officialdocuments/publicdisplaydocumentpdf/?cote=OCDE/GD(93)56&docLanguage=Fr) [Zugriff: 12.01.2011]

QUIMINAL, Catherine (1991): Gens d'ici, gens d'ailleurs: migrations soninké et transformations villageoises. Paris: Bourgois.

RAZY, Elodie (2007): Naître et devenir. Anthropologie de la petite enfance en Pays Soninké (Mali). Nanterre: Société d'ethnologie.

RHEINGANS, Frauke (1994): Frauen übernehmen Männerarbeit- und die Männer schicken das Geld. Migration bei den Nyimang-Nuba (Sudan). In: Grawert, Elke (Hrsg.): Wandern oder bleiben? Veränderungen der Lebenssituation von Frauen im Sahel durch die Arbeitsmigration der Männer. Münster (u.a.): LIT, S.81-96.

RIGG, Jonathan (2007): Moving lives: Migration and livelihood in the Lao PDR. In: Population, space and place, 13, S.163-178.

RODET, Marie (2009): Les migrantes ignorées du Haut-Sénégal (1900-1946). Paris: Karthala.

SAINT-PERE, J.-H. (1925): Les Sarakollé du Guidimakha. Paris: Emile Larose.

- SALL, Babacar (2005): Migration, remittances and economic initiatives in Sub-Saharan Africa. In: OECD: Migration, remittances, and development. Paris: OECD, S. 265-278.
- SCHÄFER, Rita (1998): Gender und Migration im südlichen Afrika- das Fallbeispiel Zimbabwe. In: Journal für Entwicklungspolitik, 14, 3, S.231-243.
- SCHRÖTER, Hiltrud (2007): Das Gesetz Allahs. Königstein, Taunus: Helmer.
- SIX-HOHENBALKEN, Maria (2009): Transformationen von Familienstrukturen durch Migration. In: Six-Hohenbalken, Maria; Tošić, Jelena (Hrsg.): Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte. Wien: Facultas. S.229-247.
- STARK, Oded; LUCAS, Robert E.B. (1988): Migration, remittances, and the family. In: Economic Development and Cultural Change, 36, 3, S.465-481.
- TOYOTA, Mika (u.a.) (2007): Editorial introduction: Bringing the „Left Behind“ back into view in Asia: a framework for understanding the „Migration-Left Behind Nexus“. In: Population, space and place, 13, S.157-161.
- TRAORE, Sadio (1994): Les modèles migratoires soninké et poular de la vallée du fleuve Sénégal. Revue européenne des migrations internationales. Migrations africaines, 10, 3, S.61-81.
- TRAUNER, Helene (2005): Dimensions of West-African immigration to France: Malian immigrant women in Paris. In: Stichproben. Wiener Zeitschrift für kritische Afrikastudien, 8, 5, S.221-235.
- TRAUNER, Helene (2002): Frankreich: Vom historischen Einwanderungsland zum rechtspopulistischen Schreckgespenst. In: Asylkoordination aktuell 2, S. 4-12.
- TRAUNER, Helene (2001): Westafrikanische Identitäten und Gender in Paris. Methodologische und ethnographische Untersuchungen unter Migrantinnen in einer europäischen Metropole. Diplomarbeit, Universität Wien

VERTOVEC, Steven (2004): Trends and impacts of migrant transnationalism. Centre on Migration and Society. Working Paper No.3. Oxford : University of Oxford.

WAGUE, Cheikna Mouhamed (1999): Quand les identités sociales s'affrontent, la coexistence devient difficile au Fouta Toro. Les Soninkés face aux mutations contemporaines du 20^e siècle. <http://www.soninkara.com/societe/organisation-sociale/les-soninkes-face-aux-mutationscontemporaines-du-xxe-siecle.html> [Zugriff: 27.04.2007]

WEIGEL, Jean Yves (1982): Migration et production domestique des Soninké du Sénégal. Paris: ORSTOM.

WITZEL, Andreas (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt am Main (u.a.): Campus.

WOLBERT, Barbara (1995): Der getötete Pass. Rückkehr in die Türkei. Eine ethnologische Migrationsstudie. Berlin: Akad. Verl.

Interviewnachweis

Ich habe im Zeitraum zwischen Mai und August 2010 mit folgenden 9 Personen Interviews geführt. Es ist von jedem Interview eine Tonbandaufzeichnung vorhanden und auch eine Transkription verfügbar. Die Namen der Interviewpartner wurden von mir erfunden.

Meine Beobachtungen am Informationsnachmittag des Vereins Guidmakha Danka habe ich in einem Protokoll festgehalten. Im Text wird unter Protokoll_A darauf verwiesen.

		Name	Geschlecht	Dauer	Datum
1	Interview_A	Moussa	m	36 Minuten	10/05/2010
2	Interview_B	Abdou	m	120 Minuten	17/05/2010
3	Interview_C	Gueye	m	58 Minuten	18/05/2010
4	Interview_D	Awa	f	65 Minuten	19/05/2010
5	Interview_D	Fatou	f	65 Minuten	19/05/2010
6	Interview_D	Assana	m	65 Minuten	19/05/2010
7	Interview_E	Marième	f	42 Minuten	19/05/2010
8	Interview_F	Demba	m	88 Minuten	05/08/2010
9	Interview_G	Cheick	m	70 Minuten	10/08/2010

Anhang

Abstract – Deutsch

Genauso wie Migration eine Reaktion auf gesellschaftliche, wirtschaftliche und strukturelle Veränderungen ist, ist sie auch Auslöser von unterschiedlichen Transformationsprozessen. Während die Auswirkungen, welche Migration auf die Ankunftsregionen hat, und die Herausforderungen, die (Trans)Migration an nationalstaatliche Strukturen und Institutionen stellt, in der Migrationsforschung bereits eingehend untersucht wurden, sind die Rückwirkungen von Emigration auf den Herkunftskontext kaum erforscht. Gesellschaftliche und soziale Veränderungsprozesse werden häufig nur als Randthema eines vorrangig wirtschaftlichen Forschungsfokusses behandelt. Diese Diplomarbeit soll einen Beitrag zu diesem scheinbar wenig interessierenden Forschungsfeld leisten.

Im Zentrum meiner Arbeit steht die Analyse von Ursache- und Wirkungszusammenhängen zwischen Migration und dem Wandel familiärer (Organisations-)Strukturen und innerfamiliärer Beziehungen bei den Soninké des Senegaltals, welches seit den 1960er Jahren von einer zunehmend dauerhaften und vorwiegend männlichen Land-Stadt-Migration nach Frankreich geprägt ist. Den Analysefokus auf die Mikroebene der Familie zu legen hat den Vorteil, dass unterschiedliche am Migrationsprozess beteiligte Akteure Berücksichtigung finden. Aushandlungsprozesse und Machtkonflikte finden innerhalb der soninkischen Familie auf mehreren Ebenen statt – zwischen den Generationen, zwischen den Geschlechtern und zwischen Migranten und den so genannten *left-behinds*.

Fragen nach den Auswirkungen der Abwesenheit der Männer auf das Alltagsleben derer die am Herkunftsort zurückbleiben oder zurückgelassen werden und Fragen nach der Bedeutung von Remittances der Migranten für die Herkunftsgemeinschaft haben ergeben, dass der Mangel männlicher Arbeitskraft mit einer Feminisierung der Landwirtschaft und einer Verstärkung des Abhängigkeitsverhältnisses vom Boden und von den Remittances der Männer einhergeht, sich aber nicht in einem Machzuwachs von Frauen in Bezug auf Entscheidungskompetenzen und Ressourcenkontrolle niederschlägt. Vererbte asymmetrische Geschlechterverhältnisse werden bewusst erhalten, verstärkt und zementiert, wenn Migranten Remittances

ausschließlich den Patriarchen zuspiesen. Der Erhalt traditioneller geschlechterspezifischer Rollenzuschreibungen fordert jedoch die Auflockerung und die Neudefinition ehemals hegemonialer Abhängigkeitsverhältnisse zwischen alten und jungen Männern. Durch ihr individuelles und kollektives finanzielles Engagement zur Verbesserung der Lebensrealitäten am Herkunftsort konnten Migranten den lokalen Autoritäten gegenüber einen Machtgewinn erleben. Diese sind durch die sich verschlechternden wirtschaftlichen und ökologischen Rahmenbedingungen zunehmend unter Druck geraten. Der finanzielle Druck der Dorfgemeinschaften wird an die Migranten weitergegeben und trägt zu einer Monetarisierung der Beziehungen zwischen Migranten und *left-behinds* bei. Emotionaler Druck, Frust, Neid und Misstrauen schaffen ein Spannungsverhältnis.

Abstract – Englisch

While migration can be analyzed as an effect of economic, social and structural change, it at the same time causes transformation on different levels. The impact of (trans)migration on the so called ‘host’ countries and the challenges that nation-state structures and institutions meet, have been subject to profound research. The repercussions that male out-migration might have on the country of departure have been subject of less scrutiny. Social change has only been referred to as marginal theme embedded within a mainly economic focus of research. This diploma thesis aims to contribute to a seemingly uninteresting field of research.

Main focus of my research is the analysis of cause and effect between migration and change of family structures and relations in the Soninké society of the Senegal River Valley, which has been affected by increasingly permanent and primarily male rural-to-urban migration movements to France. By putting the emphasis on micro-scale family structures, different actors participating in the migration process can be brought into consideration. Negotiation over power conflicts takes place on different levels – between generations, between gender, and between migrants and the so called *left behinds or stay behinds*.

Questions concerning the repercussions of migrant’s absence on the everyday life of *left behinds*, and questions on the importance of remittances for the country of departure have shown that the lack of male workforce entails a process of ‘feminization of agriculture’. It reinforces dependence on land and remittances, but doesn’t simultaneously strengthen female power in terms of decision making and control over agricultural or financial income. Inherited and unequal gender-relations are deliberately preserved, reinforced and consolidated when migrant’s remittances are exclusively passed on to the patriarchs.

Through individual or collective remittances aiming to improve standards of living in their home countries, migrants have been able to gain power over local chiefs and redefine prevailing hegemonial relations between generations. Local chiefs, who have lately been under economic and ecologic pressure to provide for family livelihood, have accepted to loose part of their power over their sons and younger brothers in order to maintain ‘traditional’ inequalities of gender relations. Financial pressure of the home community is passed on to migrants and promotes monetarization of relations between migrants and *left behinds*. Emotional pressure, frustration, envy and distrust have created tensions between migrants and *left behinds* as well as between *left behinds*.

Lebenslauf

Mariama Sow

Geboren am 29. Juni 1985 in Wien

Ausbildung:

Seit 10/2004	Studium der Internationalen Entwicklung Wahlfächerschwerpunkt: Migration und afrikanische - Sozialgeschichte
9/2007- 2/2008	Erasmus Aufenthalt Universität Diderot Paris 7 Masterprogramm «Sociologie et Anthropologie: Migrations et relations interethniques»
6/2003	AHS-Matura am GRG3 Hagenmüllergasse in Wien 3